www.Ottfried.de

OTTFRIED

Die Bamberger Studentenzeitung

Ausgabe 64
28. Januar 2009 // Jahrgang 14

01 09

7 Campus
Palästina: Soziologieprofessor Elmar Rieger im Interview zum Nahost-Konflikt.

15 Service
Party: Alternativen zum Feiern nach der Schließung des Morph Clubs.

16 Reportage
Pinselartist: Besuch beim Ex-Puma-Designer und Künstler Ralf Metzenmacher.

26 Sport
Prominenz: Bayernstars sorgen für Ausnahmezustand in der fränkischen Provinz.

Foto: Stephan Obel
Montage: Johannes Hartmann

Fluch oder Segen?

Die Universität hat einen Beitragsüberschuss in Millionenhöhe. Über die Verwendung des Geldberges wird gestritten.

Seite 12 und 13

Editorial

Foto: Stephan Obel

Liebe Leser, ihr haltet die erste Ottfried-Ausgabe 2009 in Händen. Was wird das neue Jahr bringen? Rettet Präsident Obama die Welt, verschärft sich die Wirtschaftskrise, wer gewinnt bei den Bundestagswahlen im Herbst? Keiner weiß es.

Ein neues Jahr bedeutet auch immer neue Vorsätze. Manche Menschen machen sich ernsthaft Gedanken, die meisten jedoch suchen sich kurz vor Silvester hektisch ein Ziel fürs neue Jahr. Heraus kommen die Klassiker vom Nichtrauchen bis zum Mehr-Sport-Machen. Aber sind wir mal ehrlich: Welchen Vorsatz hält man schon länger als zwei Wochen durch?

Ottfried-Redakteur Stephan Obel hat die Bamberger Studierenden nach ihren Plänen für 2009 gefragt (Seite 10). Ich habe die Latte extra niedrig gehängt. Ich will einfach nur mehr Obst essen. Klappt bisher ganz gut.

***

Die Wirtschaft schlittert in die Krise, Banken gehen reihenweise pleite, Jobs stehen zur Disposition. Da ist es schön, in Zeiten der weltweiten Finanzkrise auch mal positive Nachrichten zu hören. Die Universität Bamberg hat zu viel Geld! Ja, richtig gehört. Rund zwei Millionen Euro an Geldreserven sind übrig, eine genaue Zahl wird nach der Jahresabrechnung der Universität Ende März feststehen.

In unserem Zur Sache Schwerpunkt lassen wir alle Beteiligten zu Wort kommen. Außerdem haben wir Studierende und Uni-Angestellte gefragt, was mit den überschüssigen Studienbeiträgen geschehen sollte (Seite 12/13).

***

Zum Schluss noch etwas in eigener Sache. Aufmerksame Leser haben es sicher schon bemerkt, unsere Seite 2 ist seit diesem Semester neu gestaltet. Wir wollen, dass ihr mitbekommt, was bei uns hinter den Kulissen passiert. Wer mitarbeitet und warum wir welche Themen aufgreifen. Kurzum: Was steckt hinter der Studentenzeitung Ottfried? Nur konsequent also, dass die Seite ab dieser Ausgabe „Aus der Redaktion“ heißt.

***

Viel Glück für die Prüfungen und entspannte Semesterferien!

Philipp Woldin
Herausgeber

Impressum

Ottfried. Die Bamberger Studentenzeitung, erscheint zwei Mal im Semester, jeweils im Mai und im Juli bzw. im Dezember und im Januar. Zusätzlich erscheint im Wintersemester eine Erstsemester-Ausgabe.
Herausgeber und Redaktion verstehen Ottfried als unabhängiges Organ, das keiner Gruppierung oder Weltanschauung verpflichtet ist. Für namentlich gekennzeichnete Artikel übernimmt der Autor die Verantwortung.

Herausgeber & V.i.S.d.P.:
Philipp Woldin

Chefredaktion:
Nicole Flöper, Christian Hellermann

Anzeigen: Nicole Flöper (verantwortlich)
anzeigen@ottfried.de

Redaktionsanschrift:
Ottfried
c/o Philipp Woldin
Lange Str. 19
96047 Bamberg

E-Mail:
ottfried@ottfried.de
Internet:
www.ottfried.de

Layout und Redaktion:
Andreas Böhler, Felix Braune, Sebastian Burkholdt, Angela Esterer, Mechthild Fischer, Jürgen Freitag, Johannes Hartmann, Heiner Heiland, Katharina Krappmann, Eugen Maier, Anna-Lena Meyer, Steffen Meyer-Schwarzenberger, Stephan Obel, Harriet Rampelt, Carsten Reichert, Antonia Schier, Christine Schmäl, Jan David Sutthoff, Marion Weber

Mitarbeiter der Ausgabe:
Julia Bellinghausen, Isabelle Engler, Konrad Fischer, Marc Hohrath, Katharina Lampe, Bianka Morgen, Miriam Müller, Philpp Runge, Daniel Stahl, Matthias Sommer, Rebecca Wiltsch, Jana Wolf

Druck:
Meister-Druck,
96206 Lichtenfels
Auflage: 3 000 Stück

Achtung, Rückmeldung!

Vom 26. Januar bis zum 13. Februar läuft die Rückmeldung für das Sommersemester 2009. Das Wichtige: Der Verwaltungskostenbeitrag in Höhe von 50 Euro fällt weg. Zu zahlen sind also noch 500 Euro Studienbeitrag plus 65 Euro, die sich aus 42 Euro Studentenwerksbeitrag und 23 Euro für das Semesterticket zusammensetzen. Informationen zu Rückmeldung, Beurlaubung sowie Befreiung findet ihr auf den Internetseiten der Uni. Hier sind noch mal für euch die Kontodaten: Empfänger: Otto-Friedrich-Universität Bamberg, Kontonummer: 380 1190 315, BLZ: 700 500 00, Bayerische Landesbank München
Verwendungszweck: Matrikelnummer/ 20091/ Rückmeldung/ Nachname/ Vorname

Impressionen

Für Ottfried nur das Schlechteste: 50 Gläser Pastasoße der besten Sorte und 50 Tafeln Schokolade, davon 20 „Feine Weiße“, die keiner will. Wer nach diesem Wochenende am meisten zugenommen hat, beurteilen die Leser am Besten selbst. Um drei Uhr morgens ist es legitim, schon mal im Bett zu layouten. Ach, du grüner Apfelring! Wenn das Netzwerk dann mal ging, wurden lustig der WOttka und das BrOtt rausgeholt. Chipkarte Ole Ole! „Never gonna give you up“

Heißer gekocht als gegessen

Keine Insolvenz, kein Veranstaltungsverbot: Nach der in den Randalen untergegangenen USI-Feuerzangenbowle gab es viele Gerüchte über die mögliche Zukunft der Hochschulgruppe. Viel davon war übertrieben. Was stimmt, und was nicht?

Jeder weiß, dass etwas passiert ist, aber die wenigsten wissen, was. Seitdem es bei der USI-Feuerzangenbowle im vergangenen Dezember zu Zerstörungen im Audimax der Feki gekommen ist, kursieren viele Gerüchte: Die USI-Hochschulgruppe soll Insolvenz angemeldet, die Universitätsleitung ein generelles Veranstaltungsverbot ausgesprochen haben. Doch wie es bei Gerüchten so ist, ist auch hier nur wenig dran. Zwar entstand infolge der Ausschreitungen laut Unileitung ein Schaden in Höhe von über 10 000 Euro. Es läuft jedoch weder ein Insolvenzverfahren, noch wird studentischen Gruppen die Möglichkeit genommen, Veranstaltungen auf dem Unigelände zu organisieren.

Foto: Stephan Obel

„Hast du schon gehört?“ Über die USI wurden viele Gerüchte verbreitet.

USI steht nicht alleine da

Inzwischen hat es mehrere Gespräche zwischen USI und Unileitung gegeben. Die Atmosphäre sei durchweg positiv gewesen, stellt Simon Döring, Vorsitzender der USI, klar. „Der Unileitung geht es verständlicherweise darum, dass der Schaden ersetzt wird.“ Ob eine Versicherung dafür aufkommt, wird noch geklärt, so Döring.
Beeindruckt haben den Vorsitzenden in den vergangenen Wochen andere Studierende und Hochschulgruppen, die Hilfe und Unterstützung anboten. „Zwar können sie nur wenig konkret unternehmen, aber es ist schön zu wissen, dass man nicht allein dasteht.“

Auch gut zu wissen: In den Räumen der Universität können Studentengruppen nach wie vor etwas veranstalten. Entgegen aller Gerüchte hatte das Verbot nur geringe Ausmaße: Die USI musste lediglich die zweite geplante Feuerzangenbowle absagen. „Ansonsten gelten auch in Zukunft die Regelungen der Raumvergaberichtlinien“, sagt Präsident Godehard Ruppert. „Veranstaltungen werden genehmigt, wenn nicht triftige Gründe gegen die Durchführung sprechen. Beispielsweise darf der Lehr- und Forschungsbetrieb nicht beeinträchtigt oder das Ansehen der Universität beschädigt werden.“
Die USI will versuchen, auch weiterhin ihre Events in der Uni stattfinden zu lassen. Die Chancen stehen nicht schlecht. Ruppert: „Wir haben nicht generell etwas gegen Feiern, nur gegen Alkoholexzesse mit Folgen.“ Einzige Auflage der Hochschulleitung ist deshalb, dass auf dem Gelände der Universität bis auf weiteres kein Alkohol ausgeschenkt wird. Wie lange das so bleibt, ist noch nicht absehbar.

Isabelle Engler
Jan David Sutthoff

Mehr Lehre für Bamberg

Die Universität Bamberg erhält Zuwachs. Zur Verbesserung der Lehre werden in vielen Fachbereichen Lehrprofessuren eingerichtet.

Die Universität Bamberg baut ihr Lehrangebot aus. Im Rahmen des Programms „Bayern 2020“ der bayerischen Landesregierung fließen Gelder an die bayerischen Universitäten, damit diese mit mehr Professuren den in den kommenden Jahren steigenden Studierendenzahlen gerecht werden können.

Neue Stellen bei HuWi, SoWi und GuK

Die Universität Bamberg wird das Geld unter anderem dazu nutzen, Lehrprofessuren einzurichten, die das bayerische Hochschulgesetz erst seit kurzem vorsieht. Von einer normalen Professur unterscheidet sich eine Lehrprofessur einzig dadurch, dass sie ein höheres Lehrpensum, nämlich zwölf bis 14 statt neun Semesterwochenstunden vorsieht. Deswegen achten die Berufungskommissionen auch besonders auf die Qualifikation der Bewerber, also deren bisherige Lehrerfahrung, ihre Konzepte und Vorstellungen von universitärer Lehre. Ein Lehrprofessor soll aber auch forschen können. Deshalb werden von den Kandidaten dieselben Qualifikationen wie üblich erwartet. Auch das Gehalt unterscheidet sich nicht von dem gewöhnlicher Professuren. Lehrprofessuren sind also keine Professuren zweiter Klasse.
Die verschiedenen Fakultäten sind derzeit mit den letzten Vorbereitungen für die neuen, zeitlich nicht begrenzten Stellen beschäftigt. Die Fakultät HuWi hat zwei Lehrprofessuren geplant: in den Fächern Psychologische Grundlagen in Schulen und im Unterricht, sowie Didaktik der Grundschule. SoWi plant zwar in BWL keine Lehrprofessur, aber eine ähnliche Stelle. Die Fakultät GuK richtet vier Lehrprofessuren in den Fachbereichen Kommunikationswissenschaft, Neue Deutsche Literatur, Deutsche Sprachwissenschaft sowie Globalgeschichte ein. Damit werden die neuen Stellen in jenen Fächern geschaffen, die über 140 Prozent ausgelastet sind.
Regulär beginnen die ersten Lehrprofessuren zum Wintersemester 2009/10, doch möglicherweise starten einige Lehrprofessoren schon zum kommenden Sommersemester vertretungsweise mit der Lehre. Ein entsprechender Antrag wurde in der Fakultät GuK von Dekan Friedhelm Marx gestellt. Die Entscheidung der Universitätsleitung steht noch aus.
Wie sie auch aussieht: Die neuen Lehrprofessuren tragen zur Verbesserung der Studienbedingungen in Bamberg bei, besonders in den überlasteten Fächern.

Mechthild Fischer

Bücher bekommen Beine

Am Semesterende herrscht reger Betrieb in den Teilbibliotheken der Universität. Manche wollen vor der Prüfung noch etwas nachschlagen, andere suchen verzweifelt ein Buch für ihre Hausarbeit. Der Studierende schaut hoffnungsvoll ins Regal – es ist leer.

Foto: Stephan Obel

Ein großes Rätsel, wo doch der digitale Katalog OPAC das Buch noch als „ausleihbar“ anzeigte. Es gibt hier prinzipiell drei Möglichkeiten: Das Buch könnte gerade in Benutzung sein, also wird es am folgenden Tag wahrscheinlich wieder an seinem eigentlichen Platz stehen. Das ist in diesem Moment ärgerlich. Schlimmer wird es aber, wenn es nach ein paar Tagen immer noch nicht aufgetaucht ist. Dann könnte das Buch möglicherweise geklaut oder an einer falschen Stelle eingeordnet worden sein.

Um Mithilfe wird gebeten

Verstellungen und Bücherdiebstahl sind leider keine Seltenheit. Studierende berichten, dass vor allem die Bestände der Soziologie und Germanistik betroffen sind. „Es gibt keine regelmäßige Inventur der Buchbestände, deswegen sind wir darauf angewiesen, dass Studierende melden, wenn Bücher fehlen“, erklärt Dr. Fabian Franke, Direktor der Universitätsbibliothek. Nur so kann nach einigen Tagen Beobachtung ein Ersatz gestellt werden.

Solche Fälle sind in den letzten Jahren durch den dank Studienbeiträgen gestiegenen Etat weniger geworden. Bücher, die von vielen Studierenden genutzt werden, können von der Bibiliothek in mehrfacher Ausführung angeboten werden, so dass der Anreiz zum Bücherklau tendenziell sinkt. Um dem zusätzlichen Problem des Bücherversteckens vorzubeugen, stehen gefährdete Exemplare nicht mehr im Freihandbestand, sondern hinter der Ausleihtheke.

Ein größeres Problem ist die Beschädigung entliehener Bücher. Unterstreichungen, Randbemerkungen oder herausgerissene Seiten sind Inga Gerike, Leiterin der Teilbibliothek 4, nicht fremd: „Viele Studierende vergessen, dass das Markieren und Herausreißen von Seiten Sachbeschädigung ist.“ Um dem entgegenzuwirken, appelliert die Bibliotheksleitung an die Studierenden mit Hilfe von Zetteln, die seit Neuestem an den Ausleihtheken bereit liegen: „Bitte nehmen Sie Rücksicht auf die Leser nach Ihnen.“ Schließlich möchten auch noch Andere ihre Hausarbeiten kurz vor Abgabeschluss fertigstellen.

Katharina Lampe

Kontroverse um Stauffenberg

Mehr als 60 Jahre nach dem missglückten Attentat auf Hitler soll Claus Schenk Graf von Stauffenberg mehrfach geehrt werden.

Bamberg ist nicht nur Weltkulturerbestadt, Bierhauptstadt und E.T.A.-Hoffmann-Stadt, sondern auch Stauffenberg-Stadt. Zumindest will sie das sein. Der vor zwei Jahren anlässlich des 100. Geburtstags Stauffenbergs gegründete Förderverein „Widerstandsmuseum“ hat sich eine Dauerausstellung über diese Symbolfigur des aktiven Widerstands zum Ziel gesetzt.

Denkmal und Professur sind geplant

Derzeit ist ein Denkmal zu Ehren Stauffenbergs in Form einer zwei Meter hohen Bronzeplastik in der Bamberger Innenstadt geplant. Auch die Universität Bamberg beschäftigt sich jetzt eingehender mit dem Thema. Eine Stauffenberg-Stiftungsprofessur soll die Tat Stauffenbergs näher beleuchten und ethische und politische Motive eines gewaltsamen Umsturzes einer totalitären Herrschaftsform behandeln.

Claus Schenk Graf von Stauffenberg begann seine militärische Karriere 1926 in Bamberg und wurde durch sein geplantes Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 bekannt. Das Attentat missglückte, Stauffenberg wurde am 21. Juli 1944 hingerichtet. Heute ist er zusammen mit den Geschwistern Scholl eine der Ikonen des Widerstands gegen Hitler. Seine Beweggründe für das Attentat waren sicher nicht dieselben, wie die der freiheitlich-demokratischen, kommunistischen oder religiösen Widerstandskämpfer im Dritten Reich. Dennoch ist Stauffenberg für manche ein Vorbild oder sogar ein Held.

Viele ethische Fragen stehen hinter dem Kult um die Person Staffenberg: Ist Tyrannenmord verurteilbar? Wo liegen die ethischen, moralischen und vielleicht sogar die patriotischen Grenzen einer persönlichen Loyalität, insbesondere, wenn es sich um einen machtbesessenen und brutalen Diktator mit einer menschenverachtenden Ideologie handelt? Eine Antwort auf solche und ähnliche Fragen bietet vielleicht die Stauffenberg-Stiftungsprofessur für politische Ethik an der Uni Bamberg. Diese hat unter den Studierenden große Kritik hervorgerufen. Befürworter und Gegner liefern sich seit dem Bekanntwerden des Vorhabens heftige Diskussionen.

Widerstand gegen Widerständler

So kündigt der Sozialistisch-Demokratische Studierendenverband (SDS) an, für den Fall eines Stauffenberg-Denkmals oder einer Stiftungsprofessur, Protestaktionen durchführen zu wollen, „denn eine derartige Geschichtsverdrehung werden wir nicht wortlos hinnehmen“, so der SDS. Auf dessen Internetseite wird gefordert: „Keine Ehrung von Faschisten!“ Stauffenberg sei, bei allem Respekt für den versuchten Anschlag auf Hitler, ein überzeugter Rassist und Antisemit gewesen.

Der Ring Christlich-Demokratischer Studenten (RCDS) Bamberg dagegen kritisiert diesen Standpunkt und betont auf seiner Homepage: „Es gehörte eine Menge Mut dazu, aktiv Widerstand gegen das Nazi-Regime zu leisten um damit nicht nur sein Volk zu retten, sondern auch sein eigenes Leben aufs Spiel zu setzen.“ Fest steht: Das Thema Stauffenberg ist aktueller denn je. Die Diskussion um sein Erbe scheint noch lange nicht beendet zu sein.

Felix Braune

„Wir möchten zum kritischen Denken anregen“

Bereits das dritte Semester in Folge bietet die „Freie Uni Bamberg“ Veranstaltungen jenseits des regulären Vorlesungsverzeichnisses an. Gründer und Organisator Michael Schmitt über das Projekt, dessen Zukunft und Gegenwind von Kommilitonenseite.

Ottfried: Die „Freie Uni Bamberg“ ist in diesem Semester in die dritte Runde gegangen. Hat sich das außeruniversitäre Zusatzangebot somit etabliert?
Michael Schmitt: Ja, inzwischen haben wir regelmäßige Veranstaltungen mit 15 bis 50 Besuchern, darunter auch viele „Stammgäste“. Allerdings würde ich die Freie Uni nicht als außeruniversitäres Zusatzangebot sehen, sondern als alternatives Vorlesungsverzeichnis, das für alle Leute zugänglich ist. Ein Großteil der Vorträge spielt sich schon im akademischen Rahmen ab, wir versuchen aber auch Leute außerhalb der Uni anzusprechen. Bei fast allen Vorträgen sind Teilnehmende dabei, die nicht an der Uni sind oder waren.

Ihr werbt damit, „alternative Veranstaltungen“ anzubieten. Was genau dürfen sich die Bamberger Studierenden darunter vorstellen?
Alternativen zum regulären Vorlesungsverzeichnis der Uni. Das heißt, dass wir Themen aufgreifen, die so gar nicht oder kaum in den Vorlesungen und Seminaren hier thematisiert werden. Alternative Veranstaltungsformen versuchen wir auch hinsichtlich der Didaktik zu verwirklichen. So geht es zum Beispiel beim Thema Theaterpädagogik viel um Methoden, die dann direkt ausprobiert werden. Wer, außer uns, spielt denn schon in den Seminarräumen der Uni und lernt dabei auch noch etwas. Wir möchten mit unseren Alternativen auch neue Perspektiven für die in den Veranstaltungen behandelten Themen aufzeigen und zum kritischen Denken anregen.

Eure Veranstaltung zum „Nationalen Widerstand“ unter Stauffenberg sorgte für kontroverse Diskussionen. Feki.de hat dem Referenten in einem Bericht fragwürdige Methoden unterstellt. War das Programm an diesem Tag zu „alternativ“?
Dass man das kritische Hinterfragen der Mythen und Heldenkonstruktion um Stauffenberg als fragwürdige Methode bezeichnet, kann ich nicht nachvollziehen. Ebenso wurde bemängelt, dass die beiden Referenten ihren Vortrag vom Blatt abgelesen haben. Insofern kann man vielleicht von einer Alternative zu einem Entertainment-Studium mit möglichst vielen bunten Powerpointfolien und guten Witzen seitens der Lehrenden sprechen.
Aber im Ernst: Die beiden Referenten haben sauber recherchiert und abgesehen von ein paar kleinen Fehlern einen sehr guten Vortrag gehalten. Den Vortrag und Weiteres über Stauffenberg kann man übrigens auch in ihrer Broschüre nachlesen, die man unter nevergoinghome.blogsport.de finden kann. Für uns war der Vortrag wichtig, da in diesem Jahr in Bamberg ein Stauffenbergdenkmal aufgestellt werden soll und die Unileitung über die Einrichtung einer Stauffenberg-Stiftungsprofessur nachdenkt. Einen solchen fragwürdigen Namenspatron lehnen wir ab.

Foto: Ottfried

Mal abseits der inhaltlichen Kritik: Demotiviert ein solcher Gegenwind durch die Kommilitonen?
Nein. Wir versuchen Diskussionsprozesse anzustoßen und dazu gehört auch Gegenwind. Eigentlich ist es schade, dass die Diskussion um Stauffenberg nach dem kurzen Erscheinen des Artikels wieder abgeebbt ist. Wir veranstalten übrigens am 27. Januar noch mal einen Vortrag über Stauffenberg. Diesmal geht es speziell um die Stauffenberg-Verfilmungen. Wir haben den Filmwissenschaftler Drehli Robnik aus Wien eingeladen und wünschen uns auch hier wieder zahlreiche Teilnehmende.

Es wird also weiterhin eine „Freie Uni Bamberg“ geben?
Ja. Mit dem Förderverein der Studierendenvertretung AStA Bamberg e.V. haben wir auch einen guten Unterstützer für die Veranstaltungen. Außerdem ist es unserer Meinung nach wichtig, dass es hier in Bamberg die „Freie Uni“ gibt. Das bekommen wir auch als Rückmeldung der Teilnehmenden. Das Programm fürs Sommersemester steht noch nicht fest und wird Anfang Februar geplant werden. Wir freuen uns auf Themenvorschläge und helfende Hände.

Du hast ja mittlerweile dein Pädagogik-Studium abgeschlossen und bist nach eigener Aussage auf der Suche „nach weiterer Beschäftigung“. Inwiefern nimmt das Einfluss auf die künftige Gestaltung der „Freien Uni“?
Die „Freie Uni Bamberg“ war schon lange eine Idee, die den Leuten in der Studierendenvertretung sehr am Herzen gelegen hat, und wenn ich von einer solchen Tätigkeit mein Einkommen bestreiten könnte, wäre das echt gut. Noch studiere ich ja weiter, Lehramt an Beruflichen Schulen. Sollte sich aber eine gute Stelle ergeben und die außerhalb Bambergs sein, dann werde ich der „Freien Uni“ wohl als Gastreferent erhalten bleiben. Derzeit haben wir aber ein gutes Team, das die Veranstaltungen koordiniert, Referierende einlädt und das Programm gestaltet. Somit hängt die Organisation nicht an meiner Person und es kann die „Freie Uni Bamberg“ auch nach mir oder ohne mich geben.

Interview: Carsten Reichert

Mehr zur Freien Uni Bamberg unter www.studierendenvertretung-bamberg.de. Vorschläge zu Themen, Referenten und Co. per Mail an freieuni.sv@uni-bamberg.de.

Anzeige
Mo - Fr ab 7⁰⁰ Uhr
Kranen-Stübla
Kapuzinerstraße 17
(gegenüber Studentenkanzlei)
Coffee2go, Sandwiches, Salate, Bionade, WLAN...

Foto: privat

Diese Bamberger Studierenden vertreten Bahrain beim Planspiel in New York.

Diplomatie hautnah erleben

Im April dieses Jahres geht es für 14 Bamberger Studierende nach New York. Ihr Auftrag: eine realistische und erfolgreiche Vertretung Bahrains beim National Model United Nations (NMUN). Die Vorbereitungen laufen auf Hochtouren.

Wie fühlt es sich an, im feinen Dress auf diplomatischem Parkett als Verhandlungsführer eines Landes aufzutreten? Diese Frage werden die Bamberger Studierenden, die zur diesjährigen Bamberger Delegation beim National Model United Nations (NMUN) 2009 gehören, nach der Rückkehr aus New York bestens beantworten können.

National Model United Nations ist die weltweit größte Simulationskonferenz der Vereinten Nationen (VN), die jedes Frühjahr in New York stattfindet. Fast 5 000 Studierende aus fünf Kontinenten verhandeln Jahr für Jahr in den Haupt- und Unterorganen der VN. Die Universität Bamberg ist zum siebten Mal mit einer Delegation dabei. Das Projekt lebt nicht nur vom außerordentlichen Engagement der Teilnehmer, sondern ganz besonders auch vom Flair des Originalschauplatzes: dem Sitz der VN in New York. Fünf Tage lang schlüpfen die Teilnehmer dabei in die Rolle von Diplomaten und versuchen, wie ihre realen Vorbilder, die Interessen des eigenen Landes durchzusetzen. Das Ganze komplett in englischer Sprache.

Natürlich sind die Teilnahme an dem Projekt und die Reise mit einer Menge Arbeit, aber auch mit Spaß und vielen positiven Erfahrungen verbunden. Damit der Auftritt auf internationalem Parkett optimal gelingen kann, ist eine intensive Vorbereitung notwendig. NMUN ist an der Uni Bamberg rein studentisch organisiert. Die Delegierten werden von fünf ehemaligen NMUN-Teilnehmern in einem wöchentlichen Tutorium vorbereitet. Der Lehrstuhl für Internationale Beziehungen betreut das Projekt; Dozent Christian Dorsch ist für die direkte Ausbildung zuständig.

Dieses Jahr vertritt die Bamberger Delegation Bahrain. Die Studierenden lernen dafür die „Rules of Procedure“ sowie das Verfassen von Resolutionsentwürfen. Für den Erfolg der Verhandlungen ist es sehr wichtig, dass diese nahezu originalgetreuen Verhandlungsregeln der VN verinnerlicht werden.

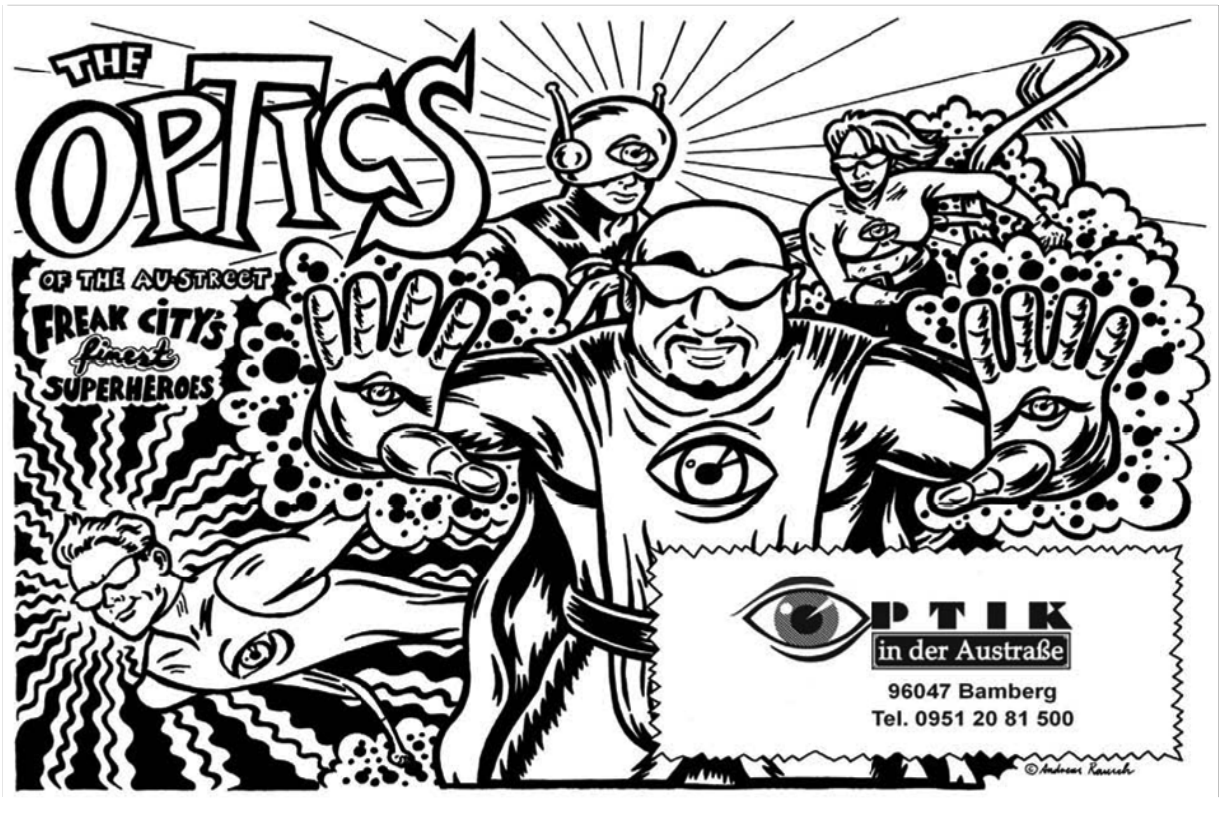
Anfang Dezember 2008 hieß es für die Delegierten „verhandeln bis die Augenlider fallen“: Für die Generalprobe fuhren die Bamberger zusammen mit den Delegierten der Uni Erlangen-Nürnberg und der Uni Erfurt in eine Jugendherberge nach Bad Kissingen. Dort stellten die Jungdiplomaten ihre Verhandlungsstrategien und ihr diplomatisches Geschick auf die Probe und übten für die große Konferenz in New York.

Um fit für das Verhalten am Verhandlungstisch zu sein, treffen sich die Delegierten Ende Januar zu einer abschließenden Exkursion in Berlin, wo die Delegation mit dem bahrainischen Botschafter und weiteren Experten im Auswärtigen Amt sprechen wird. Bei diesen holen sich die Teilnehmer letzte Tipps, um beispielsweise unangenehmen Fragen am Verhandlungstisch geschickt ausweichen zu können.

Wenn ihr auch Lust habt, einmal mit am Verhandlungstisch zu sitzen, solltet ihr viel Zeit, Engagement und ehrliches Interesse an den Vereinten Nationen mitbringen. Infos zur Teilnahme im kommenden Jahr gibt es auf www.nmun-bamberg.de.

Philipp Runge

Anzeige



„Im Krieg stirbt die Wahrheit zuerst“

Kurz nach Weihnachten eskalierte der Konflikt im Nahen Osten ein weiteres Mal. Ottfried hat den Soziologie-Professor Elmar Rieger nach den Hintergründen gefragt und mit ihm über mögliche Lösungsansätze des Konflikts diskutiert.

Foto: flickr.com//michaeltamallah

Die Mauer um den Gazastreifen: Symbol eines nicht enden wollenden Konfliktes.

Ottfried: Seit dem Jahr 2001 soll die Hamas über 10 000 Raketen auf israelische Grenzstädte abgeschossen haben. Diese Angriffe sind zwar militärisch wertlos und haben nur eine geringe Anzahl israelischer Opfer gefordert. Doch was bedeutet diese permanente Bedrohungslage für einen souveränen Staat?
Elmar Rieger: Genau das kann ein souveräner Staat nicht hinnehmen. Der aktuelle Konflikt wurde von der Hamas provoziert, das ist ganz klar. Auch wenn deren Raketen nicht direkt massive Zerstörungen oder größere Menschenverluste zur Folge haben, herrschte trotzdem eine dauernde Angstsituation in Israel vor. Von daher musste man als demokratisch legitimiertes Gemeinwesen aktiv werden.

Woran scheiterten bisherige Friedensbemühungen?
Das grundsätzliche Problem ist hier, dass eine Asymmetrie der Akteure vorliegt. Auf der einen Seite ein staatlich verfasster, internationaler Akteur, Israel. Auf der anderen Seite eine eher schwach institutionalisierte Organisation mit starken Zügen einer sozialen Bewegung, die Israel das Existenzrecht abspricht – und umgekehrt von Israel nicht anerkannt und von den USA wie von der EU als Terrorgruppe eingestuft wird. Von daher greifen die normalen Konfliktlösungsformen internationaler Beziehungen, nämlich Verhandlungen und völkerrechtliche Verträge, überhaupt nicht. Dass traditionelle Mechanismen der Streitbeilegung und Internalisierung von Konflikten in diesem Fall keinen Ansatzpunkt finden, ist das größte Problem.

Wäre Frieden durch die Schaffung eines Staates „Palästina“ realistischer?
Längerfristig ist das natürlich einer der Wege, wie derartige Konflikte beigelegt werden können: über das Staatsgebiet und das Staatsvolk bindende Vereinbarungen zu treffen und Beziehungen zwischen den Staaten zu organisieren. Dann greifen die völkerrechtlichen Mechanismen einer Konfliktregulierung zwischen den Parteien. Aber hier ist wieder das Problem, dass die Hamas Israel das Existenzrecht abspricht und umgekehrt Israel die Hamas nicht als Proto-Regierung bzw. als gesellschaftlichen Ordnungsfaktor eines palästinensischen Staates ansieht.

Welche Rolle spielt die ökonomische Lage des Gazastreifens im Nahost-Konflikt?
Die sozialstrukturellen Gegebenheiten im Gazastreifen sind natürlich ein weiterer erschwerender Faktor. Das kennt man aus der Soziologie des abweichenden Verhaltens. Der wichtigste Faktor, der politische Radikalisierung und Kriminalität verhindert, ist ein stabiler Arbeitsplatz. Die hohe Arbeitslosigkeit in Verbindung mit einer massiven Versorgungsunsicherheit in allen Palästinensergebieten ist ein zentraler gesellschaftlicher Faktor des Nahost-Konflikts.

Israel rechtfertigt seine Angriffe auf zivile Einrichtungen damit, dass sich die Hamas-Kämpfer in ebendiesen verstecken. Inwieweit nutzt die Hamas bewusst Menschen als Schutzschilder?
Diese Behauptung lässt sich naturgemäß sehr schwer überprüfen. Das grundlegende Problem hier ist eigentlich die fehlende Unterscheidung zwischen Kombattanten und Nicht-Kombattanten. In der Regel tragen die Kämpfer der Hamas keine Uniformen. Auch die dichte Besiedlung des Gazastreifens spielt hierbei eine Rolle, da es keine militärischen Stellungen, Operations- und Rückzugsgebiete gibt, die als solche identifizierbar sind.

Ist die Schwächung der Hamas das zentrale Ziel Israels in diesem Konflikt?
Im Gazastreifen wurde die Hamas ja ausdrücklich dadurch legitimiert, dass sie über längere Zeit eine leistungsfähige soziale Infrastruktur aufgebaut hat. Das war auch der Grund dafür, dass sie sich gegen die PLO behaupten und durchsetzen konnte. Gerade deshalb war eines der israelischen Ziele, der Bevölkerung im Gazastreifen deutlich zu machen: die Hamas kann euch nicht schützen. Es ging also um Delegitimierung und damit auch die politische Schwächung der Hamas. Ob das so funktioniert hat? Zum jetzigen Zeitpunkt weiß man noch zu wenig. Jetzt wird wohl entscheidend sein, wie leistungsfähig die Hamas ist, was den Wiederaufbau betrifft.

Im Krieg gelten eigene Regeln. Ist aber von einem demokratischen Staat nicht trotzdem zu erwarten, dass das demokratische Grundrecht Pressefreiheit gewährt wird?
Information ist immer auch Informationspolitik. Darum versucht jede Regierung, egal ob sie demokratisch verfasst ist oder nicht, die Kontrolle über die Information so weit wie möglich zu behalten. Die Formulierung „Im Krieg stirbt die Wahrheit zuerst“ ist mehrere hundert Jahre alt – und stimmt heute erst recht. Die Globalisierung der Kommunikation und vor allem die neuen „sozialen Medien“ des Web 2.0 mit ihren Internet-Communities haben auf der einen Seite die politische Kontrolle von Informationen enorm erschwert und auf der anderen Seite die Resonanz von Informationen massiv vergrößert. Nach dem Beginn der Kampfhandlungen wurde kaum noch über die allgemeine Bedrohungslage der israelischen Bevölkerung gesprochen, dafür aber umso mehr über Tod und Vernichtung im Gazastreifen – unterfüttert mit entsprechenden Bildern im Internet. Von daher war klar: Auch diesen Krieg um die Bilder konnte Israel nicht gewinnen. Es ging wohl vor allem darum, ein Zeichen zu setzen, nicht zuletzt deshalb, weil in Israel Wahlen anstehen, und die Hamas zu schwächen.

Wäre es ein erster Schritt, wenn die internationale Gemeinschaft die Hamas als Ansprechpartner akzeptierte?
Wenn ich es richtig deute, wird, anders als unter Bush, unter der neuen Administration in Washington tatsächlich auch mit der Hamas gesprochen werden. Vielleicht nicht direkt, wohl eher unter der Einschaltung Ägyptens. Schließlich ging ja die Hamas aus der Muslimbruderschaft hervor, die in Ägypten auch eine starke politische Macht geworden ist. So weit ich es sehe, kann nur so ein Fortschritt erreicht werden. Einfach zu sagen: „Nein, mit denen reden wir nicht“, und die Hamas auf den Terror zu reduzieren, wird nicht funktionieren. Dafür ist die Hamas zu groß und ihre gesellschaftliche Verankerung zu stark.

Interview: Eugen Maier
Marion Weber

Foto: Eugen Maier

ZUR PERSON
Elmar Rieger

Elmar Rieger hat seit 2008 die Professur für Soziologie transnationaler und globaler Prozesse inne. Nach dem Studium der Soziologie und Geschichte an der Universität Mannheim promovierte er am Europäischen Hochschulinstitut in Florenz und war als Gast- und Vertretungsprofessor an verschiedenen Universitäten, unter anderem der Brown University in Province, Rhode Island, tätig. Riegers Forschungsschwerpunkte sind die historisch-vergleichende Wohlfahrtsstaatsforschung, Soziologie des Völkerrechts und der internationalen Beziehungen und die Soziologische Theorie.

Hilfswissenschaften 2.0

Horst Enzensberger ist Professor für Historische Hilfswissenschaften. Der 64-Jährige schreibt seit geraumer Zeit Artikel für Wikipedia. Enzensberger spricht über anfängliche Bedenken und die Sperrung des Portals im vergangenen Jahr.

OTTFRIED: Wann haben Sie begonnen, an Wikipedia mitzuarbeiten?
Enzensberger: Im September 2007 habe ich mich als Nutzer angemeldet und meinen ersten Beitrag geschrieben. Vorher hatte ich nur gelegentlich eine Kleinigkeit korrigiert.

Haben Sie gezögert, bevor Sie sich bei Wikipedia registriert haben?
Ja, das habe ich. Schon vor sechs oder sieben Jahren wurde ich auf Wikipedia aufmerksam und hielt die Konzeption, dass jeder etwas schreiben kann, für ein Problem. Die Qualität von Gemeinschaftswerken ist eben von der Qualität der Mitarbeiter abhängig. Ohne Instrumente der Qualitätssicherung hielt ich es jedenfalls für problematisch. Außerdem war mir als Geschichtswissenschaftler klar, dass bei Artikeln zu gewissen historischen Perioden die Gefahr besteht, dass versucht wird, eigentlich überholte politische Ansichten dort wieder einzubinden. Bewegt, selbst mitzumachen, hat mich dann die Beobachtung, dass ich bei meiner Arbeit immer wieder damit konfrontiert wurde. Inzwischen gibt es auch einige Versuche einer Qualitätssicherung, aber Wikipedia wird von einem bunten Haufen betrieben.

Wissen Sie, wie viele Artikel Sie für Wikipedia geschrieben haben?
Dafür gibt es bei Wikipedia entsprechende Instrumente. Bei diesen Zählern wird unterschieden, ob man einen Artikel neu anfängt oder einen vorhandenen ergänzt. Ich habe inzwischen insgesamt 3549 Textbeiträge bei Wikipedia geleistet. Also entweder einen Artikel angelegt oder einen bereits vorhandenen ergänzt. Neu angelegt habe ich 48 Artikel. Die Zahl der von mir fortgeführten ist höher, da ich viele Einträge zu Artikeln gemacht habe, die vorher nur aus etwa einer Textzeile bestanden.

Schreiben Sie ausschließlich Artikel über Ihr akademisches Fachgebiet?

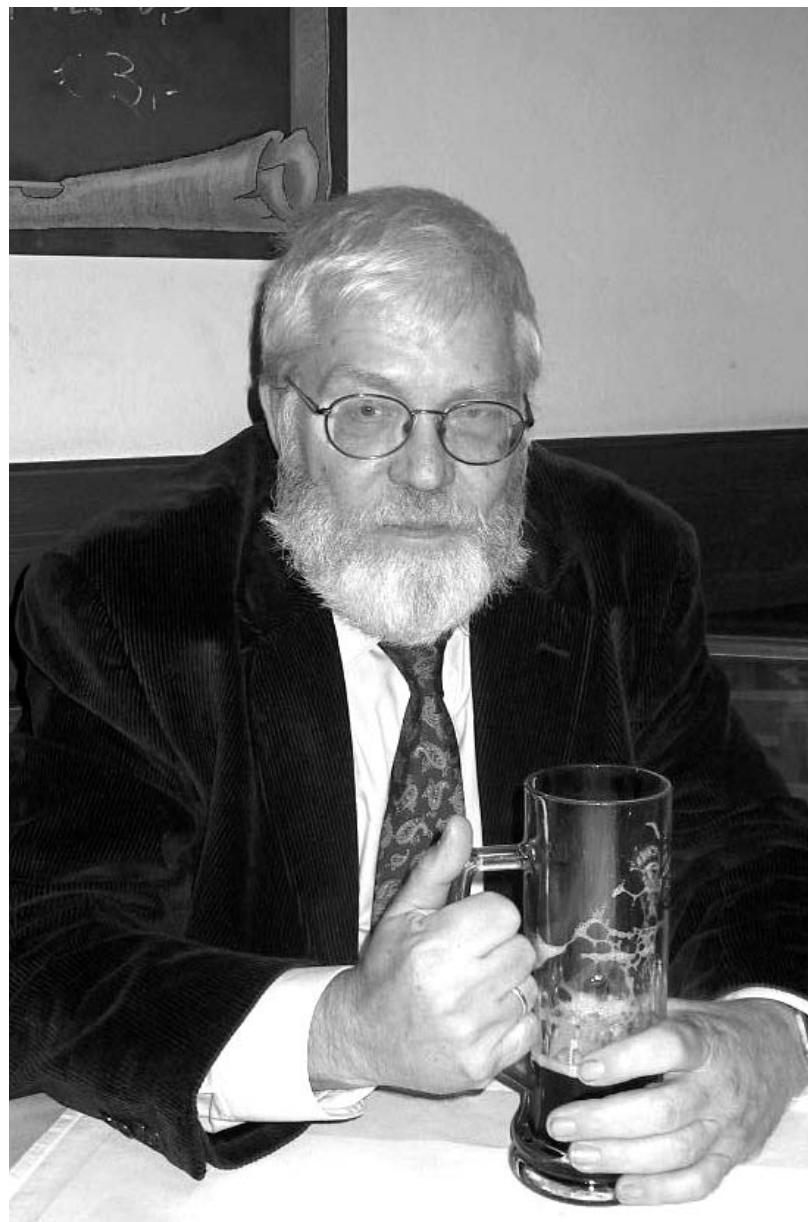


Foto: privat

Ich schreibe über die Hilfswissenschaften und auch über andere historische Aspekte, wenn ich in Artikeln Fehler bemerke. Auch den Artikel über den historischen Verein in Bamberg habe ich angelegt und schreibe über Kollegen. Außerdem behandle ich auch die historischen Hintergründe Siziliens und versuche ab und zu, einen Artikel über einen Ort zu schreiben oder eine wichtige italienische Verbindungsstraße.

Halten Sie die bewusste Manipulation von Wikipedia-Einträgen für ein Randphänomen?
Es gibt natürlich viele Leute, die über sich selbst einen Artikel einstellen. Das wird vielfach nicht gern gesehen. Vor allem, weil häufig diskutiert wird, ob denn die Leute überhaupt relevant sind, ob sie über bestimmte Merkmale verfügen, dass sie in einem solchen Nachschlagewerk in Erscheinung treten können.

Wie haben Sie die Sperrung der deutschen Wikipedia-Startseite erlebt, die der Linke-Politiker Lutz Heilmann per einstweiliger Verfügung erwirkt hat, weil er gegen die Erwähnung seiner Stasi-Vergangenheit vorgehen wollte?
Das habe ich nur über die Diskussionsseiten mitgekriegt, weil ich die Startseite normalerweise nicht aufrufe.

Es war ja schon eine bizarre Situation, dass zwar die Startseite gesperrt war, der Rest der Seite und auch der Artikel über Lutz Heilmann aber weiterhin abrufbar waren. Sogar die Startseite konnte man über eine andere Eingabe weiterhin erreichen.
Ja, das war wirklich grotesk. Man hätte ja auch den inkriminierten Beitrag sperren können, wobei da vielleicht auch entweder Unkenntnis über das Funktionieren des Systems oder tatsächlich Versuche, das denen mal zu zeigen dahinter steckten. Dabei hat man aber auch gesehen, dass Wikipedia in solchen Fällen mit vergleichbaren Problemen zu kämpfen hat wie der Printjournalismus. Dort könnte so was ja auch passieren. Allerdings wird die Zeitung von gestern als überholt angesehen, während diese Beiträge schon als etwas dauerhafter und aktueller gelten, obwohl das natürlich genau genommen auch nicht der Fall ist. Ein Wikipedia-Artikel zeigt die Informationen, die jemand zu einem bestimmten Zeitpunkt ausgewählt hat.

Wikipedia wird von Spenden finanziert. Halten Sie es für möglich, dass die Spenden irgendwann ausbleiben?
Das glaube ich nicht. Wikipedia ist ein internationales Projekt mit Hauptsitz in den USA und meiner Meinung nach ist die Spendermentalität dort ausgeprägt genug. Es gibt auch die Möglichkeit, für regionale Zweige der Stiftung zu spenden. Die Spendenkonzeption erleichtert außerdem den Betrieb, weil sie es nicht notwendig macht, auf den Seiten Werbung zu schalten. Das ist auch wichtig, weil Artikel inhaltlich von der Gemeinschaft dahingehend kontrolliert werden, dass sie eben keine Werbung für etwas darstellen.

Haben Sie einen Rat an Studierende bezüglich des Umgangs mit Wikipedia?
Man sollte dieselbe kritische Vorsicht behalten, die aufgrund möglicher technischer Pannen auch anderen digitalen Angeboten gegenüber geboten ist. Außerdem sollte man versuchen, die Basis der angegebenen Informationen nachzuprüfen. Also nicht nur den Artikel lesen, sondern auch die Quellen beachten.

INTERVIEW: ANDREAS BÖHLER

Anzeige

Zeit für GUTE Schuhe

von Think + VA BENE + Loont's + Hartjes + Ganter u.a.

SCHUH-LECHNER

... natürlich bequem!

BA - JOSEPHSTR. 9 Tel 0951/201266 www.schuhlechner.de

Bus 5 min Luitpoldeck Bahnhof 5 min P im Hof

Investieren mit gutem Gewissen

Kann man Geld einen Sinn geben? Vielleicht indem man es in die richtigen Sachen investiert. Dazu ist eine Bank nötig, die sinnvolle Projekte unterstützt. Eine Möglichkeit: Ethisches Banking.

Foto: Stephan Obel

Fünf Milliarden, 50 Milliarden, 500 Milliarden: Wenn es um Geld geht, hören die meisten Menschen genauer hin. Doch sind wir ehrlich: Die meisten unter uns sind froh, wenn sie ihre PIN im Kopf behalten und der Geldautomat auch am Ende des Monats noch ein paar Scheine ausspuckt.
Die Zeit des Sparstrumpfs ist vorbei, selbst das Sparschwein schaut traurig auf rosige Zeiten längst vergangener Weltspartage zurück. Das Geld hat sich schon lange von seinem Besitzer entfernt. Doch warum geben wir das wenige Geld, das wir besitzen, einer Bank? Vielleicht, damit wir es nicht auf einmal ausgeben. Vielleicht, damit es mehr Geld wird. Vielleicht auch, weil der Gang zum Geldautomaten unser Selbstwertgefühl stärkt.

Vertrauen in den Banker

Wir geben unser Geld der Bank, um es später wieder abzuholen. Wer weiß schon, was die Bank mit dem Geld macht? Wir vertrauen dem Banker: Er wird schon wissen, wie man mit Geld umgeht. Doch Eigentum verpflichtet: Vertrauen ist zwar wichtig, jedoch entbindet uns dies nicht von Verantwortung und Verstand.
Nur wenige wollen ihr Geld durch Prostitution, Waffenhandel oder Kinderarbeit vermehren. Wie sieht es mit Kernenergie, Gentechnik oder spekulativen Aktiengeschäften aus? Investitionen in leere Immobilienblöcke oder nach Afrika verlagerte Industrien? Wenn man schon wenig Geld auf der Bank hat, sollte es da wenigstens etwas Sinnvolles machen.

Investieren nach ethischen Kriterien

Wie schön wäre es, Geld vor Ort arbeiten zu sehen, Geld einen Sinn zu geben, entscheiden zu können, wo es investiert wird: In ökologische Landwirtschaft oder in freie Schulen und Kindergärten, Kultur oder Leben im Alter, regenerative Energien oder Behinderteneinrichtungen. In eine Bank, die versucht, Geld zu vermehren, und trotzdem ein Mehr zu schaffen. Ein Mehr an Gemeinschaft, ein Mehr an kultureller Freude und vor allem ein Mehr an Nachhaltigkeit. Gäbe es eine solche Bank, die möglichst auch noch kostenlos ein Girokonto für Studierende anbieten würde: Wer wäre nicht bereit, diesem Mehr sein Vertrauen zu schenken? Ein Lächeln am Geldautomaten. Aus Geld wurde mehr Geld, aber auch noch etwas mehr.
Das Gute: Solche Banken gibt es. 522.000 Einträge zeigt Google beim Stichwort „Ethische Bank“. Die GLS-Gemeinschaftsbank ist eine von ihnen. Entstanden aus einer Bewegung der 70er Jahre mit dem Ziel „Kein Geld für Rüstung und Apartheid“ versucht sie seitdem das Geld ihrer Kunden nicht ausschließlich nach Renditekriterien, sondern auch mit ethischem Augenmerk zu investieren. Die GLS-Bank geht noch einen Schritt weiter. Bei ihr kann der Kunde entscheiden, welche Bereiche er mit seinem Geld unterstützen möchte.
Vertrauen ist der Anfang von allem. Dieser Slogan der Deutschen Bank von 1996 sollte uns gerade in Zeiten der Finanzkrise daran erinnern, unser Geld nicht in falsche Hände zu legen. Die einfachste, für Studierende gerechteste Lösung lautet: Geld ausgeben.

MATTHIAS SOMMER

KOMMENTAR

Schlag ins Gesicht

„Achtung! Wir können Ihnen erfreulicherweise mitteilen, dass der Verwaltungskostenbeitrag in Höhe von 50 Euro wegfällt.“ Was die Studentenkanzlei den Studierenden an der Uni Bamberg am 9. Dezember 2008 mitteilte, gibt nur bedingt Grund zur Freude. Thomas Heubisch (FDP), neuer bayerischer Wissenschaftsminister, möchte den Erlass gar als „wichtigen Schritt“ verkaufen. Er wolle, dass begabte junge Menschen in Bayern studieren können und hervorragende Studienbedingungen vorfinden.
Man könnte auch gut sagen: Sei froh, dass dir das Geld erlassen wird. Solche Statements sind ein Schlag ins Gesicht. Bayernweit fehlt ein studentisches „Danke, ABER...“. Auch in Bamberg hat sich die Studierendenvertretung nicht offiziell zum Wegfall der Verwaltungsgebühren geäußert. Ende letzten Jahres hatte sich der Senat der Universität Bamberg dazu entschlossen, trotz erheblicher Rücklagen, die Studienbeiträge nicht auf 300 Euro zu senken. Repräsentativen Umfragen zu Folge beginnen wegen der 500 Euro Studienbeitrag weniger Abiturienten ein Studium. Ein Umstand, der seitens Politik und Universitätsverwaltung trotz aller Belegbarkeit vehement dementiert wird.
Der Freistaat hat angekündigt, die Studienbedingungen, darunter auch die Studienbeiträge, noch stärker als bisher sozialverträglich zu gestalten. Bleibt zu hoffen, dass sich die Betroffenen wehren und den Verantwortlichen auf die Füße treten.

CARSTEN REICHERT

Alle Jahre wieder

Jedes Jahr dasselbe: die Festtagsgans ist kaum verdaut, da naht bereits Silvester und damit die Frage, was man im neuen Jahr anders machen will. Wir haben uns umgehört, welche guten Vorsätze Bamberger Studierende haben.

Arnd, Europäische Wirtschaft im 7. Semester
„Mein Vorsatz? Nicht mit dem Rauchen aufhören!“

Anne, Psychologie im 5. Semester
„Ich will fleißiger sein, pünktlicher, früher aufstehen und nicht alles auf den letzten Drücker machen – aber das werde ich mein ganzes Leben nicht schaffen.“

Michael, Wirtschaftsinformatik im 9. Semester
„Mein guter Vorsatz: keine guten Vorsätze! Was ich damit ja schon wieder gebrochen habe?!“

Corinna, Lehramt im 5. Semester
„Ich möchte mehr Partys mitnehmen und mehr Zeit damit verbringen, selber Kunst zu machen.“

Julia und Sabine, Europäische Wirtschaft, beide im 6. Semester
„Wir ziehen zusammen und haben uns vorgenommen: einmal die Woche das Bad zu putzen, immer die Haare aus der Dusche zu holen und das Klopapier rechtzeitig aufzufüllen.“

Lars, Germanistik im 5. Semester
„Ich hab‘ an Silvester 18 Stunden gearbeitet, wenn ich Vorsätze hatte, dann habe ich sie dabei eh vergessen.“

Susanne, Soziologie im 7. Semester
„Ich möchte disziplinierter und kontinuierlicher an meiner Diplomarbeit schreiben. Aber erst einmal fahre ich in den Skiurlaub.“

Lolo, Betriebswirtschaftslehre im 8. Semester
„Ich will mehr Sport machen und mich gesünder ernähren.“

Marianna, European Economic Studies im 1. Semester
“Ich habe keine Vorsätze, denn ich denke, wenn man etwas verändern will, dann kann man das zu jeder Zeit. Dafür braucht man keinen Jahreswechsel!“

Die Uni Bamberg ist *dunkbar*

Die Universität Bamberg und die Brose Baskets werden in Zukunft noch enger zusammenarbeiten. Am 13. Januar unterzeichneten der Präsident der Universität, Godehard Ruppert, und Brose Baskets-Manager, Wolfgang Heyder, einen Kooperationsvertrag.

Godehard Ruppert erhofft sich von der Zusammenarbeit, „den Standort Bamberg für Studierende interessant zu machen“ und Brose-Manager Wolfgang Heyder freut sich über den „sportaffinen Präsidenten“ der Universität Bamberg. Mit der gezielten Suche nach Sportbegeisterten in der Universität verfolgt Wolfgang Heyder ein Ziel, das er bereits bei seinem Amtsantritt vor zehn Jahren formuliert hatte: „Bei jedem Spiel soll die Halle ausverkauft sein.“ Deshalb stellen die Brose Baskets der Universität für einzelne Spiele Kartenkontingente zur Verfügung. Heyder betont die Bedeutung der Zusammenarbeit mit der Uni für die Brose Baskets: „Gerade in der jetzigen Situation sind die Studierenden ein wichtiges Publikum.“

Auch die Forschungsstelle für angewandte Sportwissenschaften mit ihren Schwerpunkten Basketball und Sport als Erfolgsfaktor in Unternehmen profitiert davon. Für Veranstaltungen vereinbarten die Universität und die Brose Baskets, sich gegenseitig Räumlichkeiten zur Verfügung zu stellen.

Foto: Christian Hellermann

Arbeiten zusammen: Roland Back, Godehard Ruppert, Wolfgang Heyder, Stefan Voll

Die Brose Baskets hoffen im Gegenzug, sich mit dem sportwissenschaftlichen Aushängeschild und den Workshops für Sponsoren attraktiver zu machen. Zudem evaluiert die Uni die Jugendarbeit, die für Wolfgang Heyder eine große Bedeutung für die Zukunft des Basketballs in Bamberg hat. So sollen die Auswirkungen des Sports auf die schulischen Leistungen der jungen Basketballer untersucht werden.

Die Kooperation zwischen den ungleichen Partnern begann bereits vor rund sechs Jahren. „Wir haben immer wieder Workshops für die Sponsoren und die Führungskräfte der Brose Baskets veranstaltet“, erzählt der Leiter des Sportzentrums der Universität Bamberg, Dr. Stefan Voll. Diese standen unter dem Gesichtspunkt: Was können Führungskräfte von Sportlern lernen? „Zum Einen ist eine Fokussierung auf bestimmte Ereignisse wichtig, denn niemand kann konstant Top-Leistungen bringen. Zum Anderen gehören eine gesunde Lebensführung und die eigene Fitness zum Erfolg“, sagt Voll. Dies wurde den Führungskräften sowohl theoretisch wie auch praktisch beim Sport in der Halle vermittelt. Die Zusammenarbeit mit den Brose Baskets erleichtert es der Universität, weitere Partner für solche Workshops zu finden.

Der Kooperationsvertrag ist ein weiterer Schritt, zwei Aushängeschilder der Stadt zu vernetzen: das Bundesliga-Team der Brose-Baskets und die Universität. Davon kann nicht nur die Forschung, sondern auch die Lehre im Sportzentrum profitieren.

Christian Hellermann

Ein Wesen im uni.versum

Im Jahr 2008 hat sich Einiges getan an der Uni Bamberg. Am wichtigsten: Es gibt ein neues Maskottchen. Begrüßen Sie bitte – das Wesen

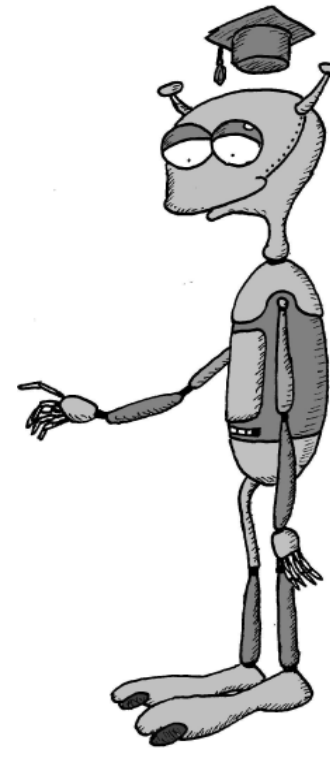
Krchhhhhh, deng, deng deng“ – so machte es auf sich aufmerksam. Ein grünes seltsames Geschöpf, das wie ein wählendes Modem krächzt und Hologramme über seinen Kopf projiziert.

Bis heute ist allerdings noch nicht sicher, ob es sich dabei um einen intelligenten Roboter aus dem Labor von Prof. Dietrich Dörner, Eremitus am Institut für Theoretische Psychologie, oder ein außerirdisches Wesen handelt. Für letzteres spricht, dass das Wesen erstmals im uni.versum aufgetaucht ist.

Fester Bestandteil des Uni-Lebens

Klar ist dagegen, dass das Wesen zum Maskottchen der Uni Bamberg geworden ist, seit es im uni.vers-Heft „Studieren in Bamberg“ aus den Büschen gekrochen kam. Wie? Ein Maskottchen an der Uni? Werden nun neben Studentischen Hilfskräften auch Studierende für Maskottchen-Tätigkeit gesucht? Werden wir nun vor den Vorlesungen vom Wesen animiert? Wird es bei der nächsten Diplom-Verleihung an der Seite unseres Rektors unsere Hände schütteln? Leider nein! Das Wesen wird zwar von nun an ein fester Bestandteil unseres Uni-Lebens sein, seine Funktion als Maskottchen bleibt allerdings beschränkt. Das grüne roboterartige Geschöpf wird sein Un-Wesen nur in den Publikationen der Uni treiben. Als Kolumnist in der uni.kat, der Zeitung der Universität Bamberg, wird es den Uni-Alltag aus seiner Sicht kommentieren. Außerdem soll es neuen Studierenden im Magazin der Universität Bamberg uni.vers das Leben in Bamberg näher bringen. Wer im Hain zukünftig ein Modem zu hören meint, ist nicht verrückt, sondern dem Wesen auf der Spur!

Angela Esterer
Marion Weber



Zur Sache

Überschuss

Aus den Studienbeiträgen sammelte sich ein Restbetrag von rund 2,2 Millionen Euro an, den die Fakultäten nicht ausgegeben haben. OTTFRIED zeigt, wie es zu dem Überschuss kam und hat verschiedene Ideen zu dessen Verwendung eingeholt.

Vera (22), fünftes Semester Psychologie:
„Die Studienbeiträge könnte man für neue Drucker einsetzen, im Markushaus sind nur ein bis zwei Drucker pro Computerraum. Das ist zu wenig, wenn so viele Leute ihre Skripte ausdrucken wollen. Lehrveranstaltungen sind seit dem letzten Semester viel besser geworden. Vorher hatten wir viel zu wenig, wir haben viele zusätzliche Dozenten bekommen."

Fabian Franke, Direktor der Uni-Bibliothek:
„Wir würden gerne die Bücher weiter digitalisieren oder die Bücher mit Chips versehen, was die Ausleihe erheblich vereinfachen würde. Auch mit den Öffnungszeiten liegen wir am unteren Ende im Vergleich mit den anderen bayerischen Universitäten. Wir würden zudem gerne unser Angebot an Lehr- und Schulungsveranstaltungen ausbauen."

Zwei Millionen sind zwei zu viel

Ein einstündiger Auftritt von Whitney Houston kostet umgerechnet rund 2,2 Millionen Euro. Ein 30 Sekunden langer Werbespot während der Übertragung des SuperBowls im US-Fernsehen auch. Ein Jahresvertrag für Nationalspieler Thomas Hitzlsperger – genau: 2,2 Millionen Euro.

Auch an der Universität Bamberg sind nach dem Wintersemester 2007/08 rund 2,2 Millionen Euro übrig. Laut dem Protokoll der AG Studienbeiträge vom 28. April 2008 ist so viel Geld aus Studiengebühren bisher noch nicht ausgegeben worden. Genau wird der Betrag erst nach der Jahresabrechnung der Uni Ende März feststehen.

Klingt nach einem Geldberg. „Es gibt, anders als man sich das vielleicht vorstellt, nicht einen großen Geldhaufen, auf dem die Uni sitzt", sagt Sebastian Kempgen, Vizepräsident Lehre der Uni Bamberg. Jedes Semester werden die Studiengebühren zwischen den einzelnen Fakultäten und den Einrichtungen der Universität aufgeteilt. Diese können dann jeweils selbst entscheiden, wie sie ihren Teil der Studiengebühren zur Verbesserung der Lehre verwenden wollen.

Wie ist der Überschuss entstanden?

Aber warum ist noch so viel von dem Geld übrig? „Man hat am Anfang sehr vorsichtig gewirtschaftet", sagt Reinhard Zintl, Lehrstuhlinhaber Politikwissenschaft I und ehemaliger Vizepräsident Lehre. Schließlich wollte man das Geld nicht schnell und unüberlegt verplanen. Marcel Escher, Vorsitzender der Fachschaft SoWi, stimmt dem zu: Die Einnahmen aus den Gebühren seien am Anfang zurückhaltend ausgegeben worden. „Die Fakultäten mussten ja auch erst abwarten, wie viel Geld es sein würde", erläutert Sebastian Kempgen. Und er nennt noch einen weiteren Grund, warum ein Teil der Studiengebühren nicht gleich ausgegeben wurde: „Es sind nicht wirklich alle Gelder einfach frei verfügbar: Die Gehälter von neu eingestellten Mitarbeitern zum Beispiel sind ja festgelegt, das heißt, sie werden nicht sofort am Stück ausgegeben, sondern monatsweise – es muss also eine entsprechende Reserve da sein."

Dass an einigen Fakultäten die Studierendenvertreter viele Ausgaben blockiert hätten, ist dagegen wohl eher ein Gerücht. In den einzelnen Fakultäten gibt es jeweils eine Kommission, in der Studierendenvertreter, der Dekan und weitere Professoren gemeinsam überlegen, was mit den Studiengebühren passiert. Das klappt an manchen Fakultäten besser als an anderen. Und sicher nie ganz ohne Meinungsverschiedenheiten. „Es gibt immer bestimmte Entscheidungen, die von den Studierenden nicht mitgetragen werden", sagt zum Beispiel Friedhelm Marx, Dekan der Fakultät Geistes- und Kulturwissenschaften (GuK). Aber insgesamt sei er zufrieden.

Für viele Studierendenvertreter sieht die Sache anders aus. Sie sehen die 2,2 Millionen Euro als Beleg dafür, dass die Studiengebühren zu hoch sind. „Am sinnvollsten ist es, das Geld den Studierenden zurückzugeben", meint der studentische Senator Christoph Ellßel. Aber am besten sollten die Studienbeiträge ganz abgeschafft werden, findet er. Im November 2008 hat der Uni-Senat deshalb darüber abgestimmt, ob die Studiengebühren gesenkt werden sollen. Die Abstimmung ging knapp aus – für 500 Euro. „Man kann Unverständnis äußern, dass sich in der Sitzung am 5. November keine Mehrheit gefunden hat, als ich den Antrag eingebracht habe, auf 300 Euro zu senken", sagt Ellßel. Doch zunächst müssen die Studierenden damit leben.

Erst 2010 beschäftigt sich der Senat wohl wieder mit der Höhe der Gebühren.

Jetzt muss der Geldberg langsam ausgegeben werden

Bleiben immer noch die 2,2 Millionen Euro. Also doch ein Auftritt von Whitney Houston? Wohl nicht. „Wir haben erst einmal versucht, den Berg nicht noch wachsen zu lassen", sagt Reinhard Zintl. Und das Geld verfällt ja nicht am Ende des Jahres. Was die Fakultäten bisher nicht ausgegeben haben, können sie einfach im nächsten Semester verwenden.

Damit der Geldberg dann auch abnimmt, hat der Senat vergangenen November den Auftrag gegeben, dass der Ausgabenkatalog erweitert wird. Also sollen in Zukunft Studiengebühren für Dinge ausgegeben werden, wo es bisher nicht erlaubt war. So hat zum Beispiel die Bibliothek viel Geld zugewiesen bekommen. Sie erhält jetzt von jeder Fakultät im Voraus fünf Prozent aus deren Mitteln. Ellßel sieht das kritisch: „Damit werden Lücken geschlossen, die der Freistaat Bayern erst durch Kürzungen aufgerissen hat. Das ist keine Verbesserung der Lehre mehr."

Friedhelm Marx widerspricht: „Ich sehe jetzt nicht eine Landesregierung, die sich aus der Basisversorgung zurückzieht." Aus der Sicht des GuK-Dekans verbessern neue Bücher in der Bibliothek außerdem durchaus die Lehre.

Eine baldige Lösung des Problems wird es nicht geben. Dazu gehen die Meinungen zu sehr auseinander. Ziel sollte es sein, eine sinnvolle und verantwortungsvolle Verwendung zu finden. Wenigstens in diesem Punkt sind sich alle Beteiligten schon mal einig.

CHRISTIAN HELLERMANN
DANIEL STAHL

Katharina (21), siebtes Semester Pädagogik:
„Ich fände es gut, wenn es zu den Vorlesungen Podcasts geben würde. Dann hätte man die Möglichkeit, sich die Veranstaltung zu Hause anzusehen, falls man zum Beispiel krank ist. An anderen Unis ist so etwas schon Realität."

Jonas (21), erstes Semester EES:
„Es ist absolut unverständlich, dass die Uni solche Überschüsse erwirtschaftet.
Ich kenne Studenten, die zwei Jobs haben, um ihr Studium zu finanzieren und habe Freunde, die wegen der hohen Gebühren gar nicht erst anfangen zu studieren. Ich finde, die Uni muss den Studierenden das Geld zurückgeben und die Gebühren kürzen."

Fotos: Christian Hellermann, Stephan Obel, privat

Rudolf Gardill, Leiter des Rechenzentrums :
„Im Sinne des wirtschaftlichen Umgangs wird vorrangig versucht, Gedanken wie zusätzliche Campuslizenzen für Studierende, verbesserte Beratung, verbesserte zentrale Serverangebote mit den bereits zugewiesenen Ressourcen umzusetzen. Vorrang für das Rechenzentrum hat auch die Verstetigung der derzeit befristet bereitgestellten Stellen."

AK Pol kritisiert Ver(sch)wendung

Der Arbeitskreis Politikwissenschaften (AK Pol) steht dem Beitragsüberschuss kritisch gegenüber. Er erarbeitete einen Entwurf und fordert, die Studienbeiträge auf 300 Euro pro Semester zu senken. Ziel ist, viele Studierende für die Initiative zu gewinnen.

„Die Studienbeiträge müssen so bald wie möglich auf 300 Euro pro Semester gesenkt werden. Wir wollen nicht bis 2010 warten", fordert der Vorsitzende des AK Pol, Johannes Seuffert. Aus dem Wintersemester 2007/08 wurden rund 40 Prozent nicht verwendet. Die Rechung: 500 Euro mal 60 Prozent: 300 Euro. Dieselben Aufwendungen könnten so also auch mit weniger Studienbeiträgen finanziert werden.

Größere Legitimität durch große Beteiligung

In dem Papier des AK Pol heißt es, die Beiträge sollen den jetzigen Studierenden zugute kommen. Es dürfen keine Rücklagen entstehen, von denen spätere Studierendengenerationen profitieren werden. Zwar sei es verständlich, im ersten Jahr eine gewisse Vorsicht bei den Studiengebühren walten zu lassen, doch müsse sich nun etwas tun. „Die Studierenden sollen wissen, was Sache ist", sagt Johannes Seuffert. Außerdem möchte der AK Pol alle Hochschulgruppen und Fachschaften für sich gewinnen, um so den Senat unter Druck zu setzen. Durch eine große Beteiligung solle eine größere Legitimität erreicht werden. Viele Studierende wüssten nicht, dass die Protokolle der AG Studienbeiträge öffentlich zugänglich seien. Dieses paritätisch aus Studierenden und Dekanen besetzte Gremium erarbeitete einen Vorschlag, wie die Studienbeiträge und die zentral auszugebenden Mittel verwendet werden können. „Die Universitätsleitung hat diesem Vorschlag zugestimmt und entscheidet alles Weitere auf dieser Grundlage", heißt es auf der Homepage der Universität.

Studentischer Senator steht Vorschlägen offen gegenüber

Einige Hochschulgruppen haben Vorschläge in den Entwurf eingebracht oder signalisierten Unterstützung. Auch der studentische Senator Christoph Ellßel zeigt sich dem Vorschlag gegenüber offen, die Beiträge zu senken: „Wenn das gewünscht wird, bin ich auch bereit, den entsprechenden Antrag im Senat einzubringen."
Auch die Fachschaft GuK lehnt die Studiengebühren ab. In einer Pressemitteilung stellte sie jedoch klar, dass eine Senkung ein Schritt auf dem Weg zur Abschaffung sei. Einer Ausgabe der Mittel steht die Fachschaft kritisch gegenüber: „Dies würde Spielräume für eine Senkung verbauen."
Seinem Ziel, möglichst viele Studierende zu gewinnen, steht Johannes Seuffert optimistisch gegenüber, gibt aber zu bedenken: „Streit unter den Studierenden ist kontraproduktiv."

Christian Hellermann

Abschlussarbeit mit Handicap

Die Diplomarbeitsassistenz unterstützt chronisch kranke und behinderte Menschen dabei, ihre Abschlussarbeit fertig zu stellen. Darüber hinaus ist der Assistent auch für die persönliche Betreuung zuständig. Gesucht werden Helfer vor allem aus der Studentenschaft.

Montage: Stephan Obel

Ein Helfer für jede Abschlussarbeitslage

Die Abschlussarbeit an sich stellt jeden von uns vor eine große Aufgabe. Wie mag es erst jemandem gehen, der schon mit solch alltäglich erscheinenden Problemen zu kämpfen hat wie einem heruntergefallenen Ordner? Miriam P. studierte an der Uni Bamberg im Doppelstudiengang Psychologie und Theologie auf Diplom. Seit einem Unfall im Jahr 2006 ist sie querschnittsgelähmt. Weil ein Doppelstudiengang unter diesen Bedingungen zu lange dauern würde, entschied sich Miriam, nur noch Theologie zu studieren. In ihrer ersten Reha erfuhr sie im Rahmen der beruflichen und ausbildungstechnischen Wiedereingliederung von körperlich Behinderten von der Möglichkeit, sich einen Diplomarbeitsassistenten zu nehmen. Diese Möglichkeit für chronisch Kranke ist gesetzlich geregelt und wird von der Regierung unterstützt und finanziert.

Suche durch Aushänge

Für die Suche nach einem solchen Helfer ist der Behinderte allerdings selbst zuständig. Durch einen Aushang von Miriam an der Uni wurde Ottfried auf diese Sache aufmerksam. Eine Suche nach Menschen, die sich im Fachbereich auskennen, gestaltete sich schwieriger als gedacht, berichtet Miriam. Die Tätigkeitsfelder eines solchen Assistenten erstrecken sich von einfachen Aufgaben, wie Bücher aus dem Regal zu holen oder Druckerpatronen zu wechseln, bis hin zur Zusammenfassung von Texten und Bücherrecherche. Auch die persönliche Unterstützung ist wichtig. So sollte der Assistent bei Treffen mit dem Professor anwesend sein und eventuell für Diskussionen und persönliche Gespräche zur Verfügung stehen.

Im Moment sucht Miriam eine helfende Hand für ihre anstehenden Diplomprüfungen im Sommer und anschließend für die Diplomarbeit. Wer sich fähig und kompetent fühlt, 25 Stunden in der Woche dafür aufzuwenden, kann sich mit Ottfried in Verbindung setzen.

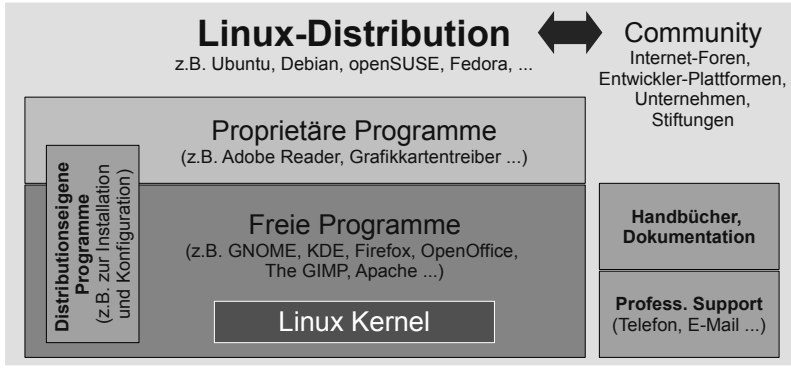
Miriam Müller

Linux für Ahnungslose – Teil 2: Wer „macht“ Linux?

Die Fortsetzung unserer Serie beschäftigt sich mit den Prinzipien „freier Software“ und der bunten internationalen Gemeinschaft hinter Linux.

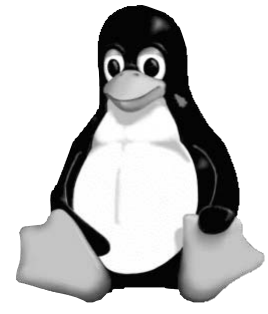
Im ersten Teil unserer Serie hatten wir festgestellt: Linux ist ein frei verfügbares Betriebssystem, das aus einem Software-Kern („Kernel“) besteht, um den herum sich dann verschiedene Programm-Sammlungen zu „Distributionen“ zusammenfügen. Solche Distributionen werden im Allgemeinen unter der GNU General Public Licence (GPL) veröffentlicht.

Doch was genau bedeutet GNU, und wer „macht“ diese Linux-Distributionen überhaupt? GNU („GNU is not UNIX“) ist ein Projekt mit dem Ziel, ein völlig freies Betriebssystem zu entwickeln. Es wurde 1983 von einem früheren Mitarbeiter des berühmten Massachusetts Institute of Technology (MIT), Richard Stallmann, ins Leben gerufen. Sein wichtigstes Element ist die GPL. Diese besagt vereinfacht: Du darfst den Quelltext („Source Code“) von Programmen, die ich geschrieben habe, jederzeit einsehen („Open Source“), frei kopieren und modifizieren, solange du mir das Ergebnis davon ebenfalls frei zur Verfügung stellst. Dieses Prinzip von Geben und Nehmen wird oft scherzhaft als „Copyleft“ (im Gegensatz zu Copyright) bezeichnet, seine Ergebnisse auch als FLOSS – „Free and Libre Open Source Software“. Das „Libre“ soll betonen, dass „free“ hier im Sinne von „Freedom“ und nicht von „Freibier“ zu verstehen ist, um den Ursprungsgedanken der Freiheit und Unabhängigkeit von kommerziellen Interessen zu unterstreichen.



Montage: Steffen Meyer-Schwarzenberger

Rund um GNU/Linux haben sich im Laufe der Zeit die verschiedensten Communities entwickelt. Diese erschaffen je nach Zielsetzung und Einsatzbereich ihre jeweils ganz eigenen Distributionen: von minimalistischen Bastler-Systeme wie Arch Linux oder Slackware bis zu Distributionen wie Ubuntu, Linux Mint oder openSUSE, die sich vor allem an „Otto-Normal-User“ richten und daher mehr Wert auf eine einfache Installation und Handhabung sowie eine ansprechende Oberfläche legen. Einen Überblick über die schier unüberschaubare Vielfalt der „Distris“ liefert die Website Distrowatch.com. Neben den „frei“ verfügbaren Distributionen gibt es auch eine Reihe kommerzieller Hersteller wie Red Hat oder Novell, die professionelle Linux-Lösungen vor allem im Server-Bereich anbieten. Diese Firmen sind auch maßgeblich an der Entwicklung des Kernels beteiligt, was letzten Endes wieder der gesamten großen „Linux-Familie“ zugute kommt.



Grafik: lewing@isc.tamu.edu

„Tux“, das Linux-Maskottchen

Wer sich für Linux interessiert, bekommt also Einblicke in eine äußerst bunte, kreative und vielfältige Welt und Zugang zu einer starken internationalen Community. Wie man als Einzelner davon profitieren kann: Dazu mehr in der nächsten Folge unserer Reihe.

Steffen Meyer-Schwarzenberger

Fotos: Stephan Obel

Ein Nachtleben nach dem Morph

Seit Anfang Januar ist der Morph Club in der Siechenstraße Geschichte. Ob er bald an einer anderen Stelle wieder eröffnet wird, ist unklar. Es ist also an der Zeit, sich nach Alternativen im Bamberger Nachtleben umzusehen.

Der Abschied fiel schwer. Eine Abrissparty folgte der nächsten und Anfang Januar war es dann soweit: Die Pforten des Morph Clubs in der Siechenstraße öffneten sich ein allerletztes Mal. Was hatte dieser Club, was andere nicht haben?

Es war die kühle, modrige Luft, die einem gleich am Eingang in die Nase stieg. Der flauschige Leopardenstoff, mit dem die Garderobe verkleidet war. Die alten Sofas, auf denen schon so mancher seine wohlverdiente Nachtruhe gefunden hatte. Und der schmale Grat zwischen versifftem Kultclub und ekliger Bruchbude, der die einzigartige Atmosphäre schuf. Auch wenn der ein oder andere hygienische Missstand jedem Gesundheitsbeamten wohl die Haare zu Berge hätte stehen lassen – ein Morphliebhaber kam, blieb und tanzte zu den servierten musikalischen Leckerbissen fernab vom mainstreamigen Einheitsbrei. Doch damit ist jetzt Schluss. Was bleibt, sind Fragen: Wie geht es weiter? Und wohin nun mit der partywütigen Meute?

Wen es weiterhin in den Bamberger Untergrund mit seinen düsteren Gewölben zieht, ist im Mojow in der Austraße gut aufgehoben. Von Donnerstag bis Sonntag kann dort zu elektronischen Klängen abgefeiert werden, auch Klassiker aus dem Bereich Indie und Alternative sind keine Seltenheit. Die überschaubare Größe sorgt für gemütliches Ambiente und Raucher dürfen sich freuen, da sie nicht in separate Räume oder nach draußen verbannt werden, wenn sie die Sucht überkommt.

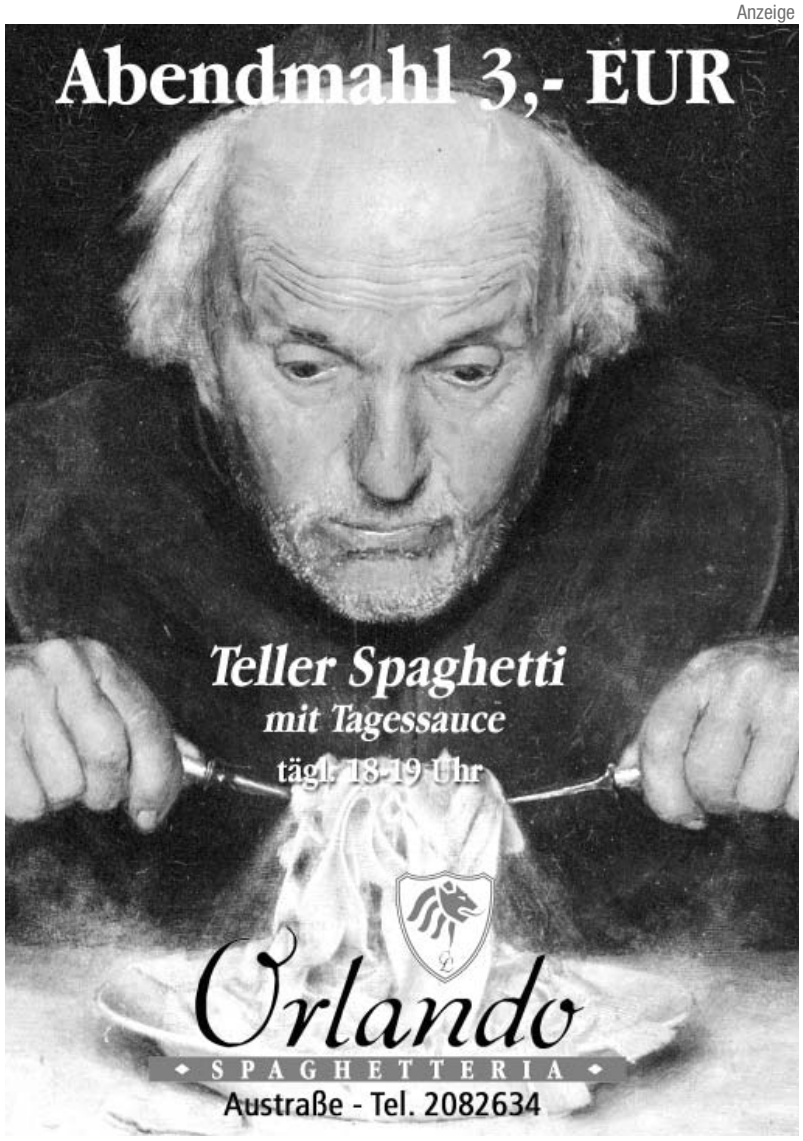
Diejenigen, denen besonders die Live-Acts zusagen, sollten im Sound 'n' Arts vorbei schauen. Mit Rock, Ska und Punk sollte für jeden Geschmack etwas dabei sein. Von jetzt an kommen dort auch die Freunde des Hip Hop nicht zu kurz. Die Jungs und Mädels von Higher Market, Mikrowelle und Soul Jam bieten unter dem Namen „Barbecue" eine Alternative zum Green Club und vereinen Hip Hop Jam mit Poetry Slam.

Auf die etablierten Party-Klassiker muss ebenfalls nicht ganz verzichtet werden. Einige davon finden im Live Club statt – wie beispielsweise die letzte Erasmus-Party. Auch die Kesse Sohle Bamberg, präsentiert von den Elekro Delikatessen, gibt es noch, von jetzt an allerdings im Nossaclub in der Luitpoldstraße.

Die Ausweichmöglichkeiten sind gut, aber es ist eben nicht dasselbe. Wann und wo es mit dem Morph Club weitergeht, steht in den Sternen. Laut Inhaber Gerrit Zachrich haben sich in letzter Zeit viele Hoffnungen auf eine neue Location zerschlagen: „Entweder die Miete war zu hoch, oder das Objekt war zu weit ab vom Schuss. Doch wir werden weiter suchen und hoffen, dass es bald weiter geht." Wir auch. In diesem Sinne: Der Morph ist tot, lang lebe der Morph!

Rebecca Wiltsch

Anzeige



Pinsel statt Puma

Ganz hat sich Ralf Metzenmacher nicht von seiner Vergangenheit gelöst. Er öffnet die Tür im schwarzen Puma-Pulli, auch in seinem Atelier finden sich noch Reliquien aus seiner Zeit als Designer bei der fränkischen Sportartikelmarke. Geschichte. Aber dennoch ein Teil von ihm.

Neben der Tür stapeln sich Leinwände in den unterschiedlichsten Formen. Pinsel und Farbtuben liegen verstreut in den Regalen. An der Wand – beleuchtet von zwei Scheinwerfern – hängt ein halbfertiges Bild seiner neuen Serie „Eine Reise ins Schein-Heilige-Land“. Ralf Metzenmacher ist jetzt freier Künstler, Pinselartist nennt er sich selbst. Er hat die Malerei zum Beruf gemacht, nachdem er 2004 nach zwölf Jahren Puma das Unternehmen verlassen hatte.

Rückblende: Der gebürtige Aachener studierte von 1986 bis 1991 Produkt- und Objektdesign an der FH in Aachen. „Ich wollte immer etwas in diesem Bereich machen. Das Fach Produkt- und Objektdesign ist eine Mischung aus Kunst und Design. Einerseits die klassischen Ausbildungen wie Malerei und Bildhauerei, andererseits Design. Das war ganz toll für mich“, sagt Metzenmacher. Diese Symbiose von Design und Kunst wird Metzenmacher seine gesamte Karriere, bei Puma, aber auch als freier Künstler, begleiten und prägen.

„Puma war damals der schlechteste Laden!“

Dann die erste Stelle. Wieso Puma, ein in den 90er Jahren recht biederer fränkischer Sportartikelhersteller? „Das war damals der schlechteste Laden, zu dem man hätte hingehen können (lacht). Ich hatte mir einen Riesenwälzer mit allen Sportartikel- und Autofirmen besorgt und die einfach angeschrieben. Und bei Puma hat es geklappt.“ Anfangs entwarf er bei Puma Schuhe, schnell stieg er zum „Director Footwear Europe & Accessories“ auf. „Angefangen habe ich als Designer für alle Arten von Schuhen, Fußball-, Tennis- und Laufschuhe. Ich bin dann gefragt worden, ob ich den Bereich Accessories übernehmen will. Puma war Anfang der 90er Jahre noch komplett unstrukturiert, ich habe im Prinzip alles gemacht. Ich war Designer, Entwickler, Produkt-Manager, habe die Fabriken ausgesucht und die Preise verhandelt. Das lief sehr erfolgreich.“ Speed-Cat, Future-Cat, Mostro, Puma King – nur eine kleine Auswahl der Schuhe, die Metzenmacher entworfen hat. Dann 2004 der radikale Schnitt. „Ich hatte den Spaß verloren. Puma ist so rasant gewachsen, plötzlich musste man sich nur noch um Mitarbeiter und Strategien kümmern. Ich habe mich gefragt, wie ich mein weiteres Leben verbringen will. Die ersten 40 Jahre sind so schnell vergangen, die nächsten 30 wollte ich anders leben. Nicht mehr mit so einem hohen Tempo.“ Metzenmacher wollte wieder gestalten, Neues schaffen und frei arbeiten.

Kunst soll jedem zugänglich gemacht werden

Die Malerei ist jetzt sein kreatives Ventil, seine Kunst bezeichnet er als Retro-Art. „Inhaltlich greife ich auf die Stilllebenmalerei des 17. Jahrhunderts zurück. Formal

Fotos: Christian Hellermann

ist meine Malerei eine Weiterentwicklung der Pop Art aus den 60er und 70er Jahren. Ich versuche, die Symbole der Stilllebenmalerei in die heutige Zeit zu übersetzen“, so Metzenmacher. Seine Farben sind bunt, intensiv und poppig. Metzenmacher bedient sich einfacher, schlichter Symbole, verfremdet oder verziert diese und gibt ihnen damit eine neue Bedeutung. Der 44-Jährige greift Themen aus dem Design- und Lifestylebereich, aber auch aus Gesellschaft und Politik auf. Zur Recherche für seinen kommenden Bilderzyklus „Eine Reise ins Schein-Heilige-
Land“ verbrachte er einen Monat in Israel, um die Motive und Hintergründe des Nahostkonfliktes besser verstehen und umsetzen zu können. „In meine Bilder fließt immer auch ein großer Teil von meinen Überzeugungen und Ansichten mit ein“, findet Metzenmacher.

Die Tür schließt sich wieder. Draußen ist es eiskalt, über Klein-Venedig liegt leichter Nebel. Nein, der Vergangenheit scheint Ralf Metzenmacher nicht nachzutrauern. Sein Bekannter Udo Lindenberg sagt von sich: „Viele denken nach, wir denken vor!“ Irgendwie trifft dieser Satz auch auf Metzenmacher zu.

Philipp Woldin

Bild: Ralf Metzenmacher

Bier und Bond

Auf seiner Homepage verrät Ralf Metzenmacher unter der Rubrik „Meine Welt“ seine Hobbies und Leidenschaften. Ottfried fragt genauer nach.

Ottfried: Nike oder Adidas?
Weder noch. Beide total langweilig. Ich glaube, deren Zeiten sind vorbei, ohne dass sie es gemerkt haben. Das müsste nur jemand begreifen und selbst in die Hand nehmen. Das hätte Puma sein können, aber das hat der Konzern nicht gepackt.

Herren Pils oder Zwergla?
Herren Pils. Die haben kleine 0,33 l Flaschen. Wenn man auf irgendeiner Party ist, gibt es nichts Besseres als so eine Flasche, die ist immer frisch. Vom Geschmack ist das auch genau mein Ding, ich mag nicht so süße Biere.

FC Bayern München oder Alemania Aachen?
Oh. Das ist schwer (Pause). Bayern. Seit ich sie mit sechs Jahren zum ersten Mal auf dem Aachener Tivoli gesehen habe, bin ich großer Fan. Klar, ich bin gebürtiger Aachener, aber Bayern spielt für mich einfach den besten Fußball.

Pierce Brosnan oder Daniel Craig?
Hmm. Gute Frage. Pierce Brosnan. Mir gefällt der neue James Bond Stil nicht. Früher gab es immer geistreichen Spaß und Fantasien von Welteroberung. Jetzt fehlt mir dieser Witz und Charme. Wobei ich Daniel Craig als Typ nicht schlecht finde.

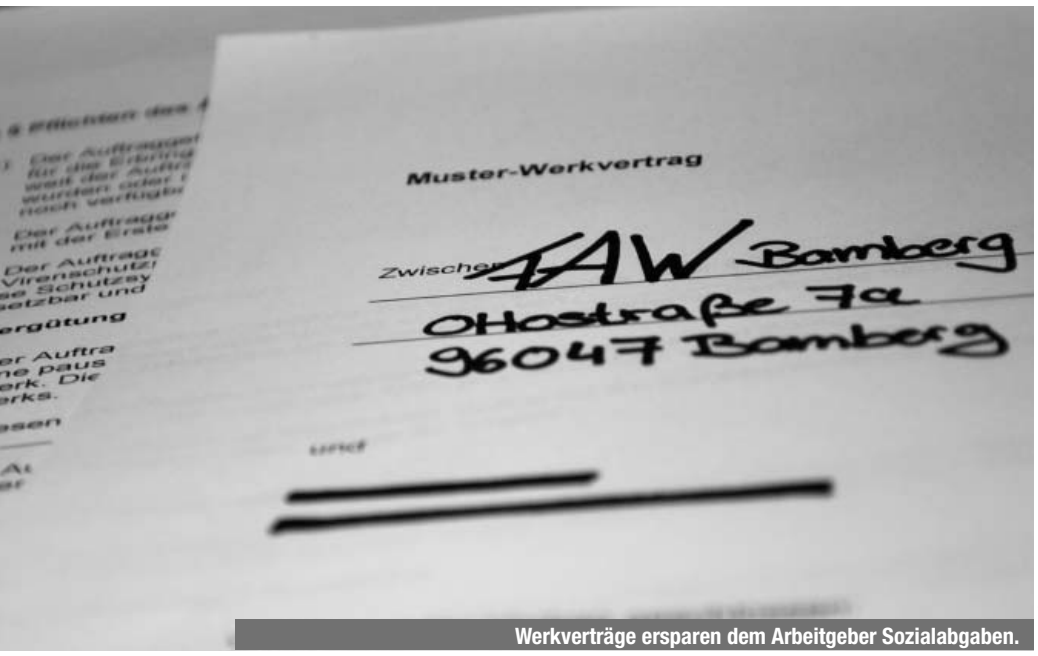
Freier Künstler oder angestellter Designer?
Freier Künstler. Immer (lacht).

Lieblingsort in Bamberg?
Die Obere Pfarre. Den Kaulberg hoch auf der linken Seite. Wenn man an Ostern oder Karfreitag dort ist, ist es total mystisch. Man hat Palmen, Weihrauch, diese barocke Umgebung. So ein ähnliches Erlebnis hatte ich bisher nur in Rom.

Lieblingskneipe?
Das Pizzini. Die sind nicht abgehoben, es gibt gutes Bier und vor allem spielen da oft Musiker. Es gibt Zauberkünstler, die auftreten. Das ist wirklich kreatives Kulturleben dort.

Automobilwirtschaft unter Verdacht

Abermals steht der Arbeitskreis Automobilwirtschaft (AAW) unter Verdacht: Nach Informationen von Ottfried wird dem Verein und seiner Vorsitzenden, Dr. Heike Mallad, vorgeworfen, seit 2007 Sozialabgaben in über 100 Fällen unterschlagen zu haben.



Werkverträge ersparen dem Arbeitgeber Sozialabgaben.

Foto: Christian Hellermann

Es sollen mit Studierenden so genannte nicht-versicherungspflichtige Werksverträge abgeschlossen worden sein, obwohl es sich um sozialversicherungspflichtige Arbeitsverträge gehandelt habe. Laut Bürgerlichem Gesetzbuch §631 wird durch einen Werksvertrag ein Unternehmer zur Herstellung des versprochenen Werkes, der Besteller zur Entrichtung der vereinbarten Vergütung verpflichtet. Ein Arbeitsvertrag liegt demgegenüber dann vor, wenn der Unternehmer die Arbeitszeit bestimmt, insbesondere nach festen Stunden und Stundentabellen. Dann nämlich liegt keine eigenständige Arbeit mehr vor, für die Werkverträge vom Gesetzgeber vorgesehen sind, sondern ein sozialversicherungspflichtiger Arbeitsvertrag. Der ehemalige Mitarbeiter Rolf W.* sagte, dass er während seiner Tätigkeit beim Arbeitskreis nach festen Arbeitsstunden gearbeitet habe. „Es gab Stundentabellen und Vorgaben des Arbeitgebers“, so W.

Abwicklung über Förderverein

Der Arbeitskreis Automobilwirtschaft ist der Förderverein der Forschungsstelle Automobilwissenschaft Bamberg (FAW). Er unterstützt die zahlreichen Projekte der Forschungsstelle finanziell und ideell. Vorsitzende des Arbeitskreises ist Heike Mallad, die gleichzeitig den hauseigenen FAW-Verlag leitet. Ihr Ehemann Wolfgang Meinig wiederum ist Gründer und Leiter der profilierten Forschungsstelle für Automobilwirtschaft.
Meinig lehrte als Professor für Automobilwirtschaft an der Universität Bamberg, 2007 ging er in den Ruhestand. Schon 2006 berichtete Ottfried über fragwürdige Methoden bei der Finanzierung der Forschungsstelle. Ehemalige Studierende bestätigten damals gegenüber unserem Magazin, dass für einen Studierenden der Automobilwirtschaft eine Mitgliedschaft im Arbeitskreis und der Kauf eines 180 Euro teuren Bücherpakets für den Studienerfolg „sehr ratsam“ seien.

Nach Ottfried-Recherche begann das Bamberger Finanzamt Nachforschungen über den Arbeitskreis anzustellen, nachdem ein studentischer Mitarbeiter sich eine Steuernummer für selbstständige Tätigkeit beschaffen wollte. Die Beamten sollen dann die Steuerfahndung informiert haben, die ihrerseits Einsicht in die Unterlagen des Steuerberaters des AAW nahm. Da die Einsicht die Vorwürfe scheinbar nicht entkräfteten, folgte eine Hausdurchsuchung der Geschäftsräume der FAW, Mitarbeiter der Dienststelle Finanzkontrolle Schwarzarbeit (FKS) stellten zahlreiche relevante Unterlagen sicher.

Laufendes Ermittlungsverfahren

Auf Anfrage sagte Jens Hacker, Zollsekretär bei der FKS in Bamberg, es handle sich um ein laufendes Ermittlungsverfahren und man könne daher im Moment keine weiteren Auskünfte geben. Ob und wann es zu einer Anklage kommen könnte, bleibt damit unklar. Auch die Vorsitzende Mallad, hält sich bedeckt. Sie war zu einer Stellungnahme nicht bereit.

Philipp Woldin

*) Name von der Redaktion geändert

Die Hütchenspieler vom Stadtbauamt

Anfang März soll die Löwenbrücke wieder befahrbar sein – und die Kettenbrücke gesperrt werden. Ein Lagebericht vom Brückenbauprojekt „Bamberg 2010“.

Ab März kein Durchkommen mehr

Foto: Christian Hellermann

Wer jetzt schon seine Pläne fürs Sommersemester macht, der sollte auch darüber nachdenken, wie er in Zukunft zur Uni kommt. Denn ab März wird die Kettenbrücke, die die Fußgängerzone mit der Königsstraße verbindet für den Verkehr gesperrt. Damit ist die zentrale Achse zwischen Feki und Innenstadt für zwei Jahre nicht befahrbar. Sobald die Brücke abgerissen wird, soll zwar ein Ersatzsteg angelegt werden, aber der ist nur für Fußgänger zugänglich. Für den Verkehrsfluss problematisch werden könnte vor allem die Anfangsphase des Umbaus. Denn die Abrissarbeiten an der Kettenbrücke müssen bereits Anfang März beginnen, obwohl bis dato unklar ist, ob die zur Zeit noch gesperrte Löwenbrücke dann wieder benutzbar sein wird. „Dass wir dennoch mit dem Abriss beginnen müssen, liegt an der Schifffahrtssperre auf dem Rhein-Main-Donau-Kanal“, erklärt Hans Zistl-Schlingmann, Baureferent der Stadt Bamberg, die Situation. „Die findet nur einmal jährlich an einem einzigen Tag im April statt.“ Hält sich die Stadt nicht an diesen Termin, müsste der gesamte Abriss um ein ganzes Jahr verschoben werden. Um die Situation einer gleichzeitigen Sperrung von Löwenbrücke und Kettenbrücke zu verhindern, wird auf der Löwenbrücke zur Zeit mit Hochdruck gearbeitet. Ob die Bauarbeiten bis Anfang März abgeschlossen sein werden, mag im Moment bei der Stadtverwaltung noch keiner vorauszusagen.

Zwei Jahre Bauzeit

Der Bau der Kettenbrücke dauert dann insgesamt zwei Jahre. Da im Laufe der Vorplanung außerdem die Denkmalpflege Grabungswünsche anmeldete und man im Raum der zu errichtenden Pylonen an den beiden Ufern des Kanals auf schwer umzuleitende Gasversorgungsrohre stieß, kann der Brückenbau nicht wie vorgesehen innerhalb eines Jahres abgeschlossen werden. „Die Bauarbeiten müssen dann wiederum über den Winter ruhen“, so Zistl-Schlingmann.

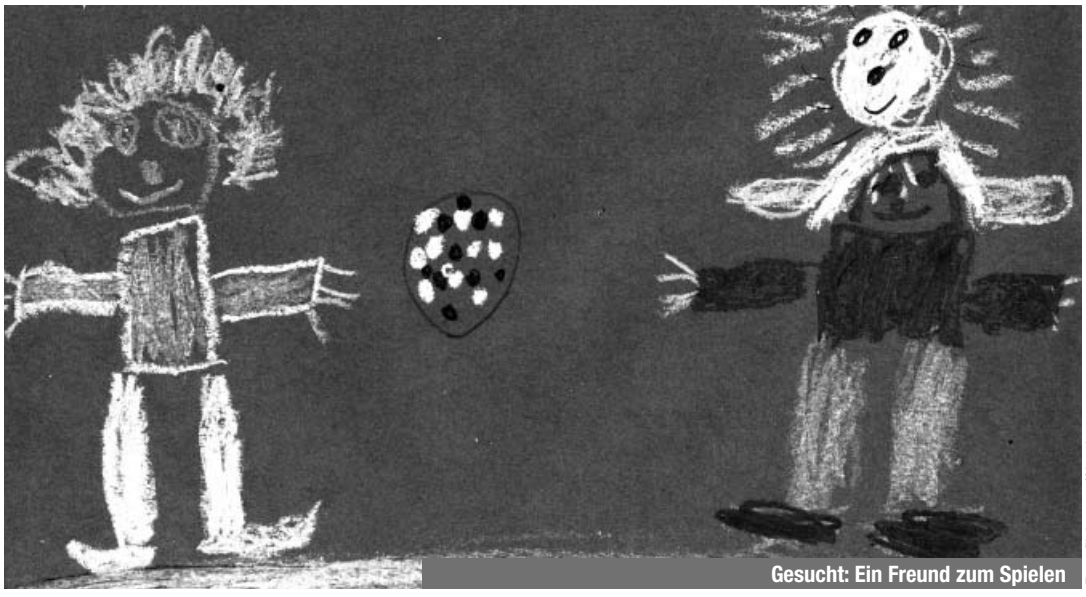
Händler bangen um Existenz

Bei der Stadt hofft man nun, den Bau zumindest bis Weihnachten 2010 abschließen zu können, um die Beeinträchtigungen für die anliegenden Händler in Grenzen zu halten. Die sehen dem Neubau mit großer Sorge entgegen, fürchten zum Teil sogar um ihre Existenz. „Schon der Bau der Luitpoldbrücke hat einige Geschäfte die Existenz gekostet, jetzt geht natürlich auch an der Kettenbrücke die Angst um“, beschreibt Claus Hofmann vom Einzelhandelsverband die Stimmung. Sie werden nicht mittels eines Behelfssteges verbunden sein. So steht insbesondere den Läden auf der südlichen Straßenseite wohl ein zweijähriger Kampf ums Überleben bevor.

Konrad Fischer

Lernen für‘s Leben

Hochschulbildung ist fest mit Bamberg verbunden, dafür sorgt die Universität. Ob jedes Kind der Stadt aber eine Chance dazu hat, ist eine andere Sache. Für Kinder von Migranten entscheidet sich oft bereits in der Grundschule, ob sie jemals einen Vorlesungssaal von innen sehen.



Gesucht: Ein Freund zum Spielen

Foto: flickr.com // brotkrumenspur

Bamberg ist keine Großstadt und hat nicht dieselben Probleme, wie München oder Berlin. Offen klaffende Integrationslücken gibt es kaum. Dennoch sind acht Prozent der Einwohner Ausländer, 20 Prozent haben einen Migrationshintergrund. Nicht alle von ihnen kommen problemlos0 zurecht. Dies gilt umso mehr für Kinder.
Annette Pöhlmann-Lang, Fachbetreuerin für Deutsch als Zweitsprache an Bamberger Grundschulen, ist mit der Situation in den Klassenräumen bestens vertraut. „Es gibt einige Schulen, etwa die im Malerviertel oder die Kunigunden-, Luitpold- oder Gangolfschule, wo es vermehrt ausländische Kinder gibt.“ Die Lage sei dabei durchaus so ernst, dass es für Lehrer ohne zusätzliche Ausbildung fast unmöglich sei, diese Schüler angemessen zu unterrichten. „Solch ein Unterricht ist nicht im Sinne einer guten Förderung“, bemängelt Pöhlmann-Lang die aktuelle Situation.

Studierende könnten helfen

Ein besonders interessantes Konzept, welches das Problem lindern könnte, ist das Patenschaftsprojekt „Nightingale“, welches im Oktober letzten Jahres auf einer Integrationsmesse in Bamberg vorgestellt worden ist. Dabei handelt es sich um eine kulturelle Patenschaft eines Studierenden für ein ausländisches Kind. Beide treffen sich wöchentlich, um etwas gemeinsam zu unternehmen: Kino, Besuch einer Bibliothek, Fahrradtour – alles ist möglich. Ziel des Projektes ist es, dem Kind eine Perspektive jenseits des womöglich schweren Familienalltags zu geben, genauso wie die Möglichkeit, sich in der deutschen Sprache zu üben. Die Studierenden können wiederum Praxiserfahrung im Umgang mit Migrantenkindern sammeln und ein wirklichkeitsgetreues Bild von ihrem künftigen Beruf entwickeln. Für eine Stadt mit einer geisteswissenschaftlichen Uni also ein ideales Projekt, findet auch Integrationsexpertin Pöhl-mann-Lang: „Es ist eine sehr gute Verlinkung zwischen der Universität, den Schulen und der Stadt allgemein. Auch den Kindern würde ein lockeres und flexibles Treffen jenseits der Schule gut tun.“

Potential leichtfertig verschenkt

Das Kuriose an der Sache ist, dass keiner je etwas von diesem Konzept gehört zu haben scheint. Die Messe mit „Nightingale“ und den drei anderen Projekten hat zwar stattgefunden und den guten Willen der Stadt zum Ausdruck gebracht, ist aber auch sang- und klanglos wieder untergegangen. Weder Pöhlmann-Lang noch die Direktorin des Bamberger Schulamtes Gisela Bauernschmitt konnten mit dem „Nightingale“-Konzept etwas anfangen. Ähnlich sieht es auf der Seite der Universität aus: Gabriele Kepic, Koordinatorin für Beiräte der Stadt Bamberg und Leiterin der Integrationsmesse, räumt ein, dass die Einladung an die Universität sehr kurzfristig erfolgt ist. Die Folge: kein Vertreter der Uni war anwesend. Warum selbst hochrangige Vertreter aus dem Schulwesen nach eigenen Angaben nicht informiert worden sind, ist jedoch unklar. Klar ist dagegen, dass eine gute Idee mit viel Potential für Bamberg unbeachtet geblieben ist. Dabei ist das Projekt deutschlandweit nur in Berlin durchgeführt worden. Bamberg hätte also die Chance, durch das Patenschaftsprojekt „Nightingale“ eine Vorreiterrolle in Sachen Kultur und Bildung einzunehmen. Ob sich das Projekt in Zukunft entwickeln wird, bleibt abzuwarten.

Eugen Maier

INFO

Migration in Zahlen

Im Rahmen der Ausländerstatistik des Bundesamts für Statistik werden die in Deutschland ansässigen Ausländerinnen und Ausländer nach dem Land der Staatsangehörigkeit und/oder dem Geburtsort (Deutschland/Ausland) erfasst. Insgesamt leben in Deutschland über 7,2 Millionen Ausländer, was 8,8 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmacht (Stand: 31. Dezember 2007). Unter den rund 21 Millionen jungen Menschen in Deutschland finden sich 7,3 Prozent Kinder und Jugendliche mit Migrationshintergrund. Die Herkunftsländer sind vielfältig: Die größten Bevölkerungsgruppen stammen aus der Türkei, Italien, Polen,Serbien-Montenegro und Griechenland.

Redaktion

Anzeige

Kurze Filme, lange Tage

Regisseure, Kritiker, Filmbegeisterte und Kamerafreaks trafen sich auch dieses Jahr wieder vom 14. bis 18. Januar in unserem kleinen, beschaulichen Bamberg, um die Bamberger Kurzfilmtage zu feiern. Klein, Groß, Jung und Alt strömten in die Kinosäle.

Foto: Christian Hellermann

Die Bamberger Kurzfilmtage sind mittlerweile ein besonderes Highlight der Domstadt. Man kann schon von Tradition sprechen, denn sie werden seit fast 20 Jahren ausgetragen. Ein Leinwanderlebnis der besonderen Art und mit garantiertem Suchtpotenzial. Die diesjährigen 19. Bamberger Kurzfilmtage fanden wie immer in den Programmkinos Odeon und Lichtspiel statt und zogen einmal mehr viele Schaulustige an. Ein sehr vielfältiges und spannendes Programm mit insgesamt über 90 Filmen begeisterte das Publikum. Das Programm beinhaltete sechs verschiedene Blöcke. Darüber hinaus lockten die Veranstalter die Besucher mit Extraprogrammen für Kinder, „Best-of-Vorstellungen“ und themenbezogenen Abenden. Viele der beteiligten Regisseure, Produzenten, Kameraleute und Darsteller waren vor Ort und beantworteten nach ihren Filmen Fragen der Zuschauer. Diese besondere Nähe zum Publikum machte auch den relativ hohen Eintrittspreis von acht Euro an der Abendkasse wieder wett. Die Kurzfilmtage finanzieren sich ausschließlich aus den Eintritts- und Sponsorengeldern. Daher sind die Organisatoren stets auf Spenden und Eintrittspreise angewiesen.

Die Auszeichnungen des diesjährigen Wettbewerbs wurden am Samstag Abend, dem 17. Januar 2009, vergeben und krönten die besten Produktionen mit drei verschiedenen Preisen. Den Bamberger Publikumspreis bekommt der Film, der durch das Publikum am besten bewertet wurde. Das Preisgeld beträgt 500 Euro und wird von der Stadt Bamberg vergeben. Zusammen mit dem Preisgeld erhalten die Sieger den großen Bamberger Reiter aus Schokolade.

Den Preis der Medienzentrale verleiht eine dreiköpfige Jury. Deren Mitglieder sind Persönlichkeiten, die in der Film- und Medienbranche tätig sind oder von der Wettbewerbsleitung als besonders kompetent eingestuft werden. Dieser Preis ist ebenfalls mit 500 Euro dotiert.

Als dritter und letzter Preis wird der Orlando-Preis der Jugendjury verliehen, gestiftet von der Spaghetteria Orlando in der Austraße. Er ist ein noch sehr junger Preis, denn er wird erst seit 2006 vergeben. Jung ist auch die dreiköpfige, stetig wechselnde Jury. Sie setzt sich aus Jugendlichen zusammen, die besonders an Filmen interessiert sind. Die Auswahl der Jurymitglieder wird in Kooperation mit dem Jugendkulturtreff ImmerHin in Bamberg getroffen. Der Orlando-Preis beinhaltet 200 Euro und den kleinen Bamberger Reiter aus Schokolade.

Bleibt zu hoffen, dass dieses Filmfestival der besonderen Art auch weiterhin erhalten bleibt und es zum 20-jährigen Jubiläum der Bamberger Kurzfilmtage 2010 wieder heißt: Vorhang auf, Film ab!

Felix Braune

Preisträger 2009

Publikumspreis
1. Sieger:
Das heimliche Geräusch
(Michael Watzke)
2. Sieger:
Spielzeugland
(Jochen Alexander Freydank)
3. Sieger:
Der Conny ihr Pony
(Robert Pohle, Martin Hentze)

Jurypreis der Medienzentrale
1. Sieger:
Dunkelrot
(Frauke Thielecke)
2. Sieger:
Spielzeugland
(Jochen Alexander Freydank)
3. Sieger:
Der Conny ihr Pony
(Robert Pohle, Martin Hentze)

Orlandopreis der Jugendjury
1. Sieger:
Sommersonntag
(Fred Breinersdorfer, Sigi Kamml)
2. Sieger:
Strafstoss
(Till Endemann)
3. Sieger:
Seemannstreue
(Anna Kalus)

PS: Der Kurzfilm „Spielzeugland“ ist für den diesjährigen Oscar nominiert!

Anzeige

„Ich muss gar nichts!“

Am 17. Januar feierte das Jugendstück Hikikomori Premiere am E.T.A.-Hoffmann-Theater. Noch bis zum 8. Februar kann man sich das Stück über einen modernen Einsiedler, der sich in einer Online-Welt verliert, ansehen.

Hikikomori ist japanisch und wörtlich übersetzt bedeutet es so viel wie „sich zurückziehen, sich einschließen“. Dieses von Tamaki Saito beschriebene Phänomen bezieht sich auf Menschen, die sich bewusst aus der Gesellschaft zurückziehen und isoliert von der Außenwelt in ihrem abgedunkelten Zimmer leben.
So auch H. Seit acht Jahren hat er sein Zimmer nicht mehr verlassen. Er hat sein Archäologiestudium abgebrochen und Freunde hat er nicht – nicht mehr. Stattdessen entschied er sich für ein Leben abseits der Gesellschaft und abseits der Realität. Er wurde zu einem neumodischen Einsiedler, einem Hikikomori.

Felix Pielmeier überzeugt im Jugendstück Hikikomori.

Leben in der Online-Welt

Sein Zimmer ist leer und kalt. Pizzakartons und unzählige Red Bull-Dosen sind das einzige Anzeichen für einen Rest „normalen Lebens“, denn körperliche Bedürfnisse lassen sich nicht aussperren. H., der nicht mal einen wirklichen Namen trägt, lebt nur noch in einer virtuellen Ersatzwelt: Second Life. Das Angebot dieser Onlinewelt im Netz erscheint verlockend, sie gleicht einem Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Man kann aussehen wie es einem beliebt, mit nur einem Mausklick ist man an dem Ort, an dem es einem gefällt. Sei es am Meer, in einem verwilderten Garten oder hoch oben in den Wolken, denn selbst der Traum vom Fliegen wird wahr. Trotz allem bleibt es aber Virtualität, eine fiktive Welt.

Zitroneneis und ein rothaariges Mädchen

In der Realität dagegen existiert H.s Mutter, die den Lebenswandel ihres Sohnes nicht begreifen kann und will und die von all dem schwer betroffen ist. Schließlich muss der Junge doch einen anständigen Beruf erlernen, Geld verdienen, heiraten, eine Familie gründen und für das Alter vorsorgen. Doch H. erteilt diesem Leben eine klare Absage: „Ich muss gar nichts!“ Was soll er auch in einer Welt, in der „alle Abenteuer schon gelebt und alle Gedanken schon gedacht sind?“ Was außer H.s Mutter bleibt, ist die Erinnerung. Die Erinnerung an seine Kindheit, Zitroneneis und ein rothaariges Mädchen. Dieses zieht sich wie ein roter Faden durch die Handlung. Rosebud heißt das Mädchen, das H. im Chat trifft, sie hat rote Haare und Zöpfe. Als Einzige scheint sie H. zu verstehen. Für sie ist er „ein Rebell, der nicht mehr mitspielt.“ Aber wie kam es dazu, dass H. ausgeschieden ist aus dem Spiel und damit ausgeschieden aus dem Leben? Wo liegen die Gründe und wann hat eigentlich alles begonnen? Vielleicht weiß H. das nicht einmal selbst.
Hikikomori ist, wie die Dramaturgin Anja Simons es beschreibt, kein Stück über Computersucht und Isolation, sondern ein Stück über Angst vor dem Versagen, Scham, Realitätsflucht und über ein Leben, in dem man die Regeln gegen die eigenen vier Zimmerwände eintauscht. „Manchmal ist es eben leichter, eine Türe zu schließen, als sie wieder zu öffnen.“ Gezielter Einsatz multimedialer Technik und Felix Pielmeier, der sich mit einem großartigem Feingefühl in seine Rolle hineinversetzt, machen das Stück zu einem einmaligen Erlebnis, bei dem der Zuschauer bald selbst nicht mehr zwischen H.s Gedankenwelt, der Realität und der virtuellen Welt unterscheiden kann. Die Grenzen verschwimmen, die Übergänge sind fließend. Man wird von diesem Stück gefesselt und ebenso zum Nachdenken angeregt – über unsere Gesellschaft, über die Welt, in der wir leben, und über den eigentlichen Sinn des Lebens.
Für H. scheint kein Sinn zu existieren, er glaubt vielmehr, es wäre besser, es würde keine Menschen geben. Nur das rothaarige Mädchen versteht H.s Schmerz und möchte ihm helfen, den Weg zurück ins Leben zu finden.
Doch am Ende bleibt nur eine Erkenntnis: Man kann einen Menschen nicht retten – er muss es selbst tun.

Katharina Krappmann

Anzeige

„Erfolg ist nicht planbar!“

Brauner Lockenkopf, selbstbewusstes Auftreten, temperamentvolle Stimme: Nicht nur Freunden des Poetry Slams ist Nora Gomringer ein Begriff. Die 29-Jährige gilt als Hoffnungsträgerin in der Lyrikszene, eine Auszeichung folgt der anderen.

Foto: Anny Maurer

Ottfried: Welchen Stellenwert hat Lyrik in unserer heutigen Gesellschaft? Wird sie als Kunstform überhaupt noch geschätzt?
Nora Gomringer: Fragt man nach Innovationen in der Lyrik, dann ist da nicht viel atemberaubend Neues, aber viel Gutes, Beständiges. Der Stellenwert von Lyrik ist gering, was aber nicht schlecht ist, weil man dann manchmal besser hinsieht und es immer ein paar Unbelehrbare gibt. Zum Glück! Unbelehrbare sind: Rezipienten und Autoren, die gegen alle Strömungen und Konventionen unbeirrbar produzieren und lesen. Wenn nicht so viel Augenmerk auf einer Sache liegt, kann sie sich im Stillen entwickeln. Ich glaube, dass die Lyrik sich momentan stark verändert. Ich warte und hoffe auf mehrsprachige Einflüsse, das Türkische, das Russische, das Chinesische in der deutschen Lyrik.

Ihr Vater ist der Begründer der Konkreten Poesie. Ist er Ihnen ein Vorbild oder hinterlassen Sie lieber Ihre eigenen Fußstapfen?
Mein Vater, der der erste Poetikprofessor in Bamberg war, ist unumgänglich. In Sachen Schriftsteller-Sein und dabei so-vielfältig-Bleiben ist er ein Vorbild für mich. Seine Gruppe, das sind und waren die Konkreten. Interessant ist, dass die Konkrete Poesie ja eigentlich schon historisch „abgeschlossen“ ist. Das war eine Entwicklung von 1955 bis in die späten 60er. Heute wird sie immer wieder neu entdeckt und das, was ich mache, ironischerweise auch. Kulturjournalismus hat heutzutage oft kein wirklich langes Gedächtnis. Eigene Fußstapfen erkennt man ja erst, wenn man nach einer Weile zurückblickt. Mal sehen, was ich erreichen kann. Literarischer Erfolg ist meiner Meinung nach nicht planbar.

Über welches Thema schreiben Sie am Liebsten?
Die Themenpalette ist groß: Zwischenmenschliches, Allzumenschliches, Historisches. Ich habe bei den Sprechtexten den Versuch unternommen, mich den banalen und den heiklen Themen zu nähern. Da sind Texte zum Holocaust neben Texten über Schnecken und Hunde. Ich wollte vorführen, wie emotional sich Motive durch den Sprechakt punktgenau aufladen lassen. Und wie schnell unser Gehirn arbeiten kann. Wie schnell wir umschalten und abschalten. Etwas zu verlieren ist tragisch, aber auch gut beschreibbar. Ich beschreibe oft Verluste, fällt mir auf. Die „Klimaforschung“ wimmelt von Abschieden, Abgrenzungen. Und irgendwie ist es trotzdem auch wieder sehr humorvoll. Es zeigt sehr genau, wie ich die Welt sehe: eine oft lustige Verquickung von Unmöglichkeiten.

Sie haben in Bamberg Anglistik, Germanistik und Kunstgeschichte studiert. Inwieweit war das Studium hilfreich für Ihre Karriere?
Die Uni im Speziellen hat mir nicht beim Schreiben oder Veröffentlicht- oder Gelesen-Werden geholfen. Sie hat mein geistiges Fundament erweitert. Ich war gerne Schülerin und ich war gerne Studentin, obwohl mir das humboldtsche Selbststudium schwergefallen ist. Ich habe die Zeit genutzt und neben meinem Studium viel gearbeitet (drei Jahre in der alten Müller-CD-Abteilung!), habe Hebräisch gelernt, war HiWi und Lehrbeauftragte in der Anglistik. Die Jobs und meine Arbeitgeber haben mir ermöglicht, das Schreiben, Auftreten und Arbeiten parallel zu jonglieren. Insofern hat mir die Uni schon geholfen. In punkto „networking“ war die Uni hilfreich, es hätte mir nur mal jemand sagen sollen, dass es auch so was wie Stipendien gibt. Ich wäre da von selbst nie drauf gekommen, Förderung in Anspruch zu nehmen. Ich denke, manchen Menschen nutzt ihr Studium mehr. Aber in den Geisteswissenschaften hat man ja den großen Luxus, ein bisschen „ungenau“ studieren zu können, nicht so verflixt ziel-und zweckorientiert. Es tut gut, in einer Umgebung zu sein, in der Sprache und die Beschäftigung mit ihr ernst genommen werden.

Sie sind ständig im Ausland unterwegs, dennoch kehren Sie so oft wie möglich wieder ins fränkisch Ländliche zurück. Was bedeutet für Sie Heimat?
Heimat ist ein Gefühl, das überall geweckt werden kann. Ich bin durch und durch zu Hause in New York, Bamberg und Rehau beziehungsweise Wurlitz, meinem Dorf, im Arbeitszimmer meiner Mutter und im schönen Mühlhaus meines Freundes. Auch in der Videothek meines Vertrauens und im Vierether Tonstudio von Scratch Dee.
Bamberg und die Region sind der Wohnort vieler Erinnerungen und Freunde. Der Sommer in Bamberg ist grandios, das Licht hängt lange an den Häusern und der Weltkulturerbelauf war mein erster Halbmarathon.

Interview: Rebecca Wiltsch

Das ganze Gespräch lest ihr auf www.ottfried.de.

Histotainment à la Hollywood

„Operation Walküre – Das Stauffenberg Attentat“, läuft nun auch in den deutschen Kinos. Der schon vor dem Erscheinen umstrittene Film erhitzt weiter die Gemüter und bietet Stoff für Diskussionen. Ob Tom Cruise die Zuschauer fesseln kann, bleibt fragwürdig.

Foto: Fox-Warner

Verklärung oder spannende Unterhaltung ?

Der von Tom Cruise dargestellte Claus Schenk Graf von Stauffenberg, der mit ein paar hohen NS-Militärgranden angesichts der drohenden Niederlage Hitler beseitigen und eine militärische Übergangsregierung installieren will, steht im Mittelpunkt des Films „Operation Wallküre“.

Seit einigen Jahren bereits wird Stauffenberg nur allzu gerne zu einem mythischen Helden verklärt. Auch dieser Kinofilm trägt sein Übriges dazu bei. Florian Henckel von Donnersmarck („Das Leben der Anderen“) sprach dem Film bereits vor Abschluss der Dreharbeiten eine Bedeutung zu, die das Ansehen Deutschlands mehr befördern würde, „als es zehn Fußball-Weltmeisterschaften hätten tun können“.

Dass ein solcher Prestigegewinn anzuzweifeln ist, zeigt der mittelmäßige Erfolg des Films in den USA. Überdies ist die Geschichte für die Produzenten des Films wohl mehr ein Vehikel für einen packenden Thriller, der sich noch dazu eines immer wieder faszinierenden Nazischicks bedienen kann. Minutiös hat Regisseur Bryan Singer („Die üblichen Verdächtigen“, „X-Men“) die Geschichte umgesetzt. Qualitativ durchaus auf hohem und mitreißendem Niveau. Aber trotz alledem ist dem Film Geschichtsverklärung vorzuwerfen. Die einzige aufrechte und über alle Zweifel erhabene Figur ist der adelige Attentäter in Wehrmachtsuniform. Eine kritische Auseinandersetzung mit den vermeintlich hehren Zielen der Attentäter findet nicht statt.

So bleibt letztendlich ein handwerklich gut gemachter und packender Thriller, der, wie der Regisseur bereits ankündigte, kein historisch korrektes Portrait ist, sondern ein „spannender Unterhaltungsfilm, der auf historischen Figuren beruht“. Führt man sich aber die Bedeutung Stauffenbergs in rechten Kreisen und den kritiklosen Umgang mit dem antidemokratischen Militaristen vor Augen, beschleicht einen nach diesem Film ein ungutes Gefühl.

Heiner Heiland

Festival „ueber Macht“ kommt nach Bamberg

13 Dokumentarfilme über Menschen und über Macht werden vom 27. Januar bis 9. Februar auf dem Festival „ueber Macht“ im Lichtspiel gezeigt. Das Festival widmet sich dem Thema der Ambivalenz von Macht und dessen Missbrauch und erzählt Geschichten über den Ausbruch aus Machtstrukturen.

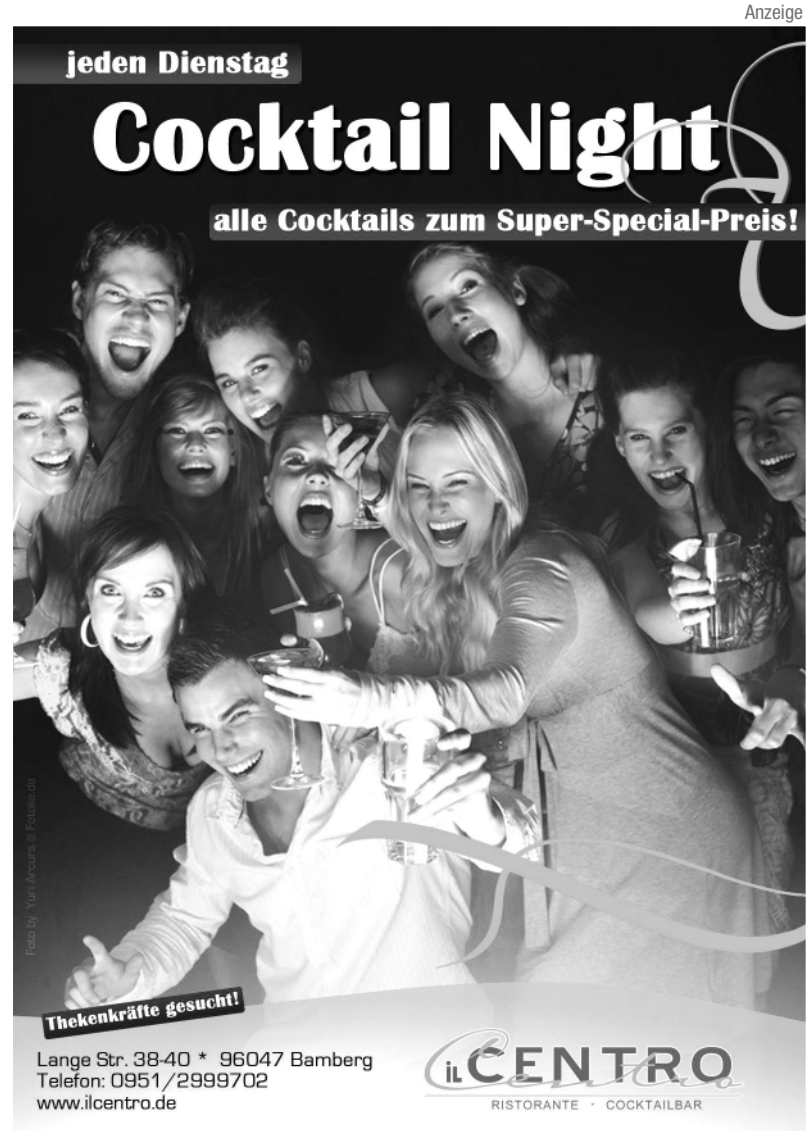
Mit dabei ist ein Film von Sandrine Bonnaire, der Film „Strange Culture“ mit Tilda Swinton und das neueste Werk von Frederick Wiseman.

Das Ziel von „ueber Macht“ ist es, die Zuschauer für Machtungleichgewichte zu sensibilisieren und zu ermutigen im Alltag, in der Politik und in der Öffentlichkeit Macht öfter zu hinterfragen.

Das Festival ist eine Veranstaltung der Aktion Mensch und deren Kooperationspartner im Rahmen der Gesellschafter-Initiative. Regionale Gruppen organisieren zu den Filmen Publikumsdiskussionen und Filmgespräche.

Redaktion

Anzeige



Biss zum nächsten Treffen

Sobald es abends dämmert, erwachen die Schatten der Nacht: Vampire. Sie kommen zusammen, rauchen Zigarren und kämpfen gegeneinander. Die Rede ist allerdings nicht von echten Vampiren, sondern von Menschen, die einmal im Monat so tun, als wären sie welche.

Fotos: Verena Fontana

An jedem letzten Samstag im Monat kommt die „Vampire: Requiem Live Domäne Nürnberg“ in einer Kneipe zusammen, um die Geschichte ihrer Vampire fortzuführen. Aber was genau passiert da? „Das Live-Rollenspiel ist eine Mischung aus improvisiertem Theater und einer Reise in eine Fantasiewelt“, erklärt der 24-jährige Matthias Barz, einer der drei Spielleiter. „Man bastelt sich dazu einen Charakter und stellt ihn am Live-Abend mit Haut und Haaren dar.“
Jeder Spieler – zur Zeit sind es etwa zwanzig – trägt in einem Charakterbogen neben seinem frei erfundenen Namen und Geburtsdatum auch das Datum des Tages ein, an dem er den „Kuss“ erhalten hat und damit zum Vampir geworden ist. Außerdem sucht der Spieler sich seinen „Clan“ und seinen „Bund“ aus.

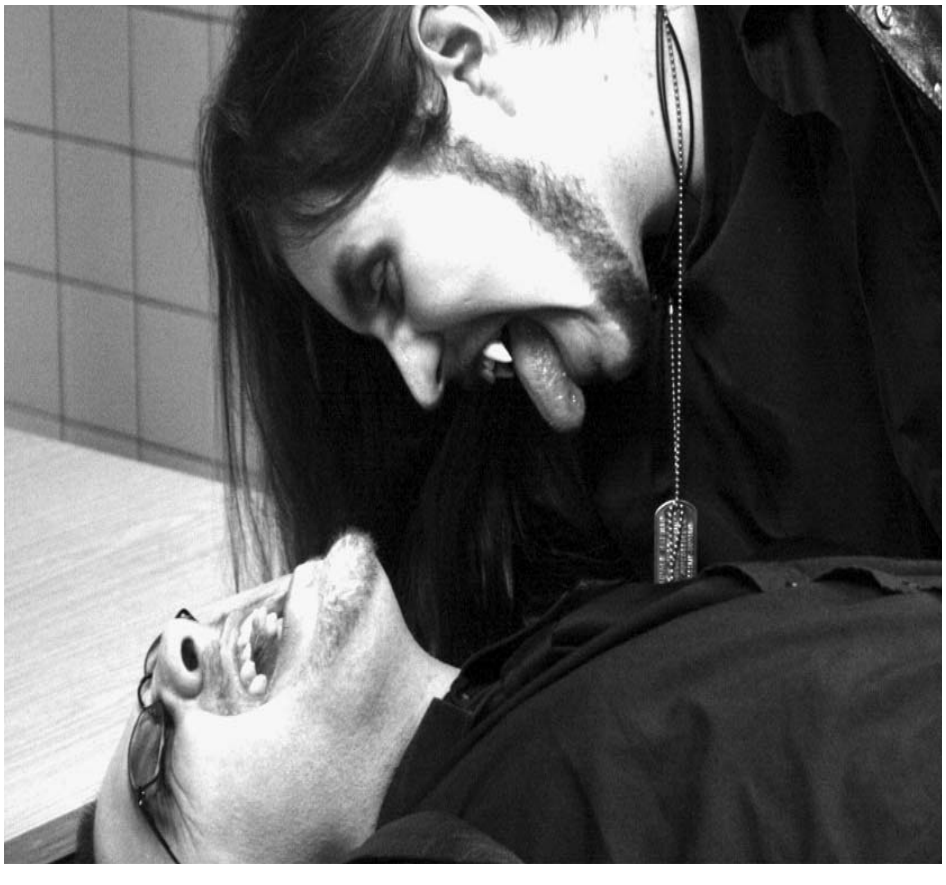
Ein „Mekhet“ vom „Ordo Dracul“

Der 21-jährige Soziologiestudent Dennis Schmolk spielt mit seinem Charakter Walter Neugebauer einen „Mekhet“ vom Bund „Ordo Dracul“. Er kann sich unsichtbar machen, gilt als beinahe allwissend und zugleich gefährlich. Der Ordo Dracul ist ein Zirkel, der versucht, was jeder Vampir versucht: sich zum Stärksten seiner Art zu entwickeln. Insgesamt gibt es fünf Clans und sechs Bünde, deren Mitglieder sich jeweils in ihren Eigenschaften und Ansichten voneinander unterscheiden.

Weitere Regelungen, die für das Live-Rollenspiel wichtig sind, haben die Spielleiter in einem knapp hundertseitigen selbstverfassten Regelwerk festgehalten. Die Regeln darin sind teilweise frei erfunden, basieren aber zu einem großen Teil auf denen der Pen and Paper Rollenspiele „Welt der Dunkelheit“ und „Vampire: Requiem“ des amerikanischen Spieleherstellers White Wolf.

Schnick Schnack Schnuck statt Kämpfen

„Jede mir bekannte Domäne spielt mit einem modifizierten Pen and Paper Regelwerk“, sagt Matthias, „denn White Wolfs Regelwerk enthält einige Fehler. Probleme tauchen vor allem bei der Umsetzung der Kämpfe auf. White Wolf hat das Ziehen von Karten eingeführt, um einen Kampf zu entscheiden. Sowohl uns als Spielleitung wie auch den Spielern gefällt das nicht, da es den Spielfluss verzögert. Wir versuchen, das immer so flüssig wie möglich abzuwickeln und spielen deshalb Schnick Schnack Schnuck.“
Wenn die Vampire nicht gerade kämpfen, unterhalten sie sich und schmieden dabei Pläne, wie sie selbst und ihr Bund möglichst mächtig und stark werden können. „Das Intrigieren gegen andere ist das Spannende an dem Spiel“, findet Dennis. Für Matthias liegt der Reiz des Spieles woanders: „Jeder kann seine eigene Geschichte mitgestalten, die dann auch in die Domäne einfließt und deren Geschichte mitschreibt. Es macht Spaß, sich in seine Rolle einzufinden, sie darzustellen, und auf die anderen Charaktere einzugehen“.



Viel Arbeit für die Spielleitung

Neben dem Spaß bedeutet das Rollenspiel vor allem viel Arbeit für Matthias und die beiden weiteren Spielleiter Natascha Kolb und Manuel Malley, die beide 22 Jahre alt sind. Am Live-Abend helfen die Drei vor allem beim Erstellen neuer Charaktere, achten auf die Einhaltung der Regeln und helfen bei Fragen weiter. In den Wochen zwischen den Treffen denken sich Natascha, Manuel und Matthias den Plot für die nächsten Live-Abende aus. Sie betreuen ihre Homepage und ihr Internet-Forum und treffen sich regelmäßig zur Vor- und Nachbesprechung. Was ist der Reiz an der Aufgabe der Spielleitung, der über die all die Arbeit hinwegsehen lässt?
„Man ist ja ein Stück weit so etwas wie der Regisseur des Ganzen“, schwärmt Matthias, „da die Spielleiter entscheiden, was in diesem Universum passiert. Man gibt einen übergeordneten Handlungsrahmen vor, zum Beispiel ob Werwölfe auf die Vampire treffen, also Ereignisse, die alle betreffen. Auch im privaten Bereich ist das spannend, weil man mit vielen unterschiedlichen Leuten zu tun hat. Und das bereichert einen ja auch persönlich.“

Harriet Rampelt

INFO
Rollenspiel

Vampire Live Domäne in Nürnberg:
www.requiem-nuernberg.de

OPUS-Netzwerk (Portal aller Requiem-Domänen in Deutschland):
www.vampire-requiem-live.de

„Poesie schlägt Brücken“

Der in Nazareth geborene Palästinenser Saleh Srouji beeindruckt mit seiner deutsch-arabischen Poesie seit einigen Jahren seine Leser. Im Hinblick auf seine Lesung, die am 12. Februar um 19:30 Uhr im Cafe DaCaBo in Bamberg stattfinden wird, spricht er über seine Arbeit.

Ottfried: Fühlen Sie sich als Deutscher?
Saleh Srouji: Das ist keine einfache Frage und dann wieder doch. Ich bin in erster Linie ein Mensch und als Mensch fühle ich mich in Deutschland wohl. Im Wesentlichen versuche ich, das Gute und das Menschliche bei Anderen zu suchen, unabhängig von deren Kultur, Religion oder Herkunft.

Wie sind Sie zum Schreiben gekommen?
Das führt zurück in meine Kindheit. Da es damals weder Fernsehen noch Computer gab, bin ich ausschließlich mit Büchern aufgewachsen. Das Lesen hat mich schon immer fasziniert, Bücher waren meine Welt. Es gab keine andere Möglichkeit zur Ablenkung. Zum Glück war ich eine Leseratte.

Wann haben Sie zum ersten Mal etwas selbst geschrieben?
Ungefähr mit zehn Jahren habe ich die ersten Versuche gemacht, das waren Briefe oder Reden. Dann habe ich irgendwann mit der Poesie begonnen und erste Gedichte geschrieben. Diese wurden auch in der Schule und im Kreise der Familie vorgetragen. Später gab es auch Clubs für Teenager. Hier konnte man schreiben und veröffentlichen.

Kann man das Schreiben lernen?
Man kann es sich nur bedingt aneignen. Die Frage ist, was man schreiben will. An der Universität lernt man zum Beispiel auch wissenschaftliche Arbeiten zu verfassen. Jeder kann es versuchen. Was nicht so einfach ist, ist das literarische Schreiben, insbesondere die Poesie. Das ist eine besondere Begabung und eine Art Berufung. Für mich sind das Situationen, die nicht zu erklären sind. Bei der Poesie braucht man eine andere innere Temperatur, da setzt man sich nicht einfach an den Schreibtisch. Das muss man fühlen und das ist auch mit Schmerzen verbunden. Wie eine Geburt.

Wann wurde Ihr erster Poesieband veröffentlicht?
2006 kam mein erster zweisprachiger Band heraus mit deutsch-arabischen Texten. Ich schreibe grundsätzlich in beiden Sprachen. Für mich ist das eine spannende Möglichkeit, eine Brücke zwischen den Menschen zu schlagen. Mein Anliegen oder mein literarischer Anspruch ist, die Herzen der Menschen zu berühren und diese glücklich oder traurig zu stimmen und zum Nachdenken zu bewegen. Ich möchte vermitteln, dass wir am Ende alle nur Menschen dieser Erde sind.

Foto: Christian Hellermann

Was ist Ihr Traum?
Mein Traum ist es, dass die Menschen in Frieden miteinander leben und sich in ihrer Andersartigkeit gegenseitig tolerieren und akzeptieren. Das sollte nicht nur in meiner Heimat so sein, sondern überall auf der Welt.

Wie ist das für Sie, den Konflikt im Nahen Osten aus der Ferne zu sehen?
Es tut weh, dass die Kriege immer weiter gehen. Es sind traurige und hilflose Gefühle und die Frage nach dem Warum taucht immer wieder auf. Im Friedensprozess hat man die Freude der Menschen auf den Straßen dort gespürt. Der größte Wunsch der Mehrheit der Bevölkerung in dieser Region ist, dass endlich Frieden einkehrt. Jedoch bezweifele ich, dass dies auch der Wunsch der jetzigen, an der Macht sitzenden Politiker ist.

Was treibt Sie an, weiter zu schreiben?
Die Liebe treibt mich an. Meine ganze Sehnsucht gehört Liebe, Frieden und Freiheit. Das versuche ich in meiner Poesie auszudrücken.

Alle Interessierten sind herzlich zu der Lesung eingeladen.

Interview: Nicole Flöper

Anzeige

Fotos: Jan David Sutthoff

Familiennachmittag mit Hindernissen

Der FC Bayern spielt gegen Bamberg und alle machen sich auf, um dabei zu sein. Rund 16 000 Zuschauer, Sat 1, ZDF, Antenne Bayern – und Ottfried. Ein Spektakel, aber eins mit organisatorischen Schwächen. Der Fußballnachmittag in sechs Episoden.

Ausnahmezustand in Weismain und weit um den kleinen Ort herum: kilometerlanger Stau auf der Strecke von Bamberg zum Weismainer Waldstadion. Wagenkolonnen schlängeln sich durchs Kleinziegenfelder Tal. Angespannte Stimmung in den Fahrzeugen und die Sorge, dass das Spiel ohne einen Großteil der Zuschauer stattfinden wird. Etliche wartende Menschen ziehen es vor, zu Fuß weiter zu gehen – zumindest ein Stück. Es nützt nichts. Man hätte das Spiel lieber in Bamberg ausgetragen, wird der Pressesprecher des Veranstalters später erklären. Hat man aber nicht. Und so kommen viele Zuschauer einige Minuten zu spät. Der Mannschaftsbus der Münchner Bayern allerdings auch. Der Anstoß verzögert sich um mehr als eine halbe Stunde.

Großer Fußball im kleinen Weismain

Profifußball kennen sie in Weismain nur noch aus dem Fernsehen. Von 1996 bis 1999 spielte der SC Weismain in der Regionalliga, der damals dritthöchsten deutschen Spielklasse. Doch das ist lange her. Aktuell wird in der Kreisklasse Lichtenfels gekickt, der Verein heißt jetzt SCW Obermain. Immerhin, in den Fenstern im zweiten Stock des Sportheims am Waldstadion blitzen sie noch einmal auf, die Erinnerungen an die große Fußballbühne. Da hängen die Fahnen der Giganten: Die Brasiliens und die der Türkei, eine von Italien und eine von England. Eine einsame Jamaika-Flagge hat sich noch dazwischen gemogelt.
Auch das Weismainer Stadion erinnert noch an alte, längst vergangene Größe: 17 000 Zuschauer haben Platz, Prunkstück ist die imposante, steil aufragende Gegengerade mit 27 Stehstufen. Ganz unten am Zaun der Kurve prangt das Werbebanner eines großen Autoherstellers: „Nichts ist unmöglich!“ Ein frommer Wunsch für den heutigen Tag. Der deutsche Rekordmeister FC Bayern München spielt gegen den Regionalligisten FC Eintracht Bamberg. Bundesliga gegen vierte Liga, Nationalspieler gegen Teilzeitkicker. Luca Toni gegen Johannes Bechmann. Die Rollen sind klar verteilt, nach menschlichem Ermessen kann die Eintracht heute nicht gewinnen. Den Weismainern wird es egal sein. Hauptsache, der große Sport ist wieder zurück im Waldstadion.

Schneeballschlacht und Phantomtor

Die Highlights in Kurzform. Vor Spielbeginn: Luca Toni trifft Hamit Altintop mit einem Schneeball am rechten Ohr. 11. Minute: Der Schiedsrichter rutscht aus und setzt sich in den Schnee, das Publikum johlt. 13. Minute: Bayern-Torwart Rensing dehnt sich ausgiebig. 23. Minute: Die Bayern Tor-Hymne erklingt, die Zuschauer wundern sich. Es ist nämlich keins gefallen. Halbzeit: Mitarbeiter des DSF tupfen Uli Hoeneß vor dem Interview den Schweiß von der Stirn. Bei diesen Temperaturen. Der Mann ist ein Vulkan. 57. Minute: Der siebenjährige Simon wird zum Pizzastand gerufen, seine Mama wartet dort auf ihn. 81. Minute: Die Ordner trinken ihre ersten Biere, die Reporterschar

buhlt um die besten Plätze. Geschiebe und Gedränge. Nachspielzeit: Der Busfahrer des FC Bayern bespritzt mit dem Scheibenwischerwasser Journalisten, die auf die Spieler warten.

Der Platz ist sein Laufsteg

Im Fernsehen wirkt Luca Tonis Spielweise häufig etwas eckig. Irgendwie klobig. Unrund. Die Wahrheit ist: Luca Toni bewegt sich unfassbar lässig. Er tänzelt, lauert auf Bälle, immer haarscharf an der Grenze zum Abseits. Fußball sieht bei dem Italiener nicht aus wie harte Arbeit, eher wie eine Menge Spaß. Der Hüne von einem Meter und neunzig schreibt in der Halbzeit als einziger Bayern-Spieler Autogramme, winkt während des Spiels ins Publikum, macht auf Wunsch der Gegengerade seine berühmte Torgeste. Und in der 54. Minute ist er plötzlich da: Wunderbare Ballannahme, Drehung um die eigene Achse, satter Schuss. Der Bamberger Torwart wehrt mit letzter Kraft ab, Klose braucht nur noch einzuschieben. Und was macht Toni? Er grinst breit und bewirft seinen Mitspieler Schweinsteiger mit einem Schneeball.

Ordnung muss sein

Ein gelungenes Spiel ist die eine Sache, eine reibungslose Organisation die andere. Schon die Anfahrt zum Spiel verläuft absolut chaotisch, gefühlte Ewigkeiten bewegt sich nichts. Medienkoordinator und Pressesprecher Thomas Meyer wiegelt kurz nach Schlusspfiff ab: „Weismain ist natürlich nicht gerade zentral gelegen. Wir haben einen Shuttleservice eingesetzt, aber bei solchen Großereignissen ist immer mit erhöhtem Verkehrsaufkommen zu rechnen.“
Der Stau bleibt nicht das einzige Problem: Die akkreditierten Journalisten beispielsweise bekommen höchst unterschiedliche Pressekarten, manche dürfen an den Spielfeldrand, anderen verwehrt der knorrige Aufseher hinter dem Gitter ohne ersichtlichen Grund den Einlass. „Wie im Kindergarten ist das hier“, schimpft ein Kollege. Auch die Ordner und Polizisten können kaum weiterhelfen. Frage: „Wo ist denn hier der Pressebereich?“ Antwort Polizist: „Fragen Sie mich doch nicht so ein Zeug!“ Außerdem: Enttäuschte Zuschauer, die 50 Euro pro Karte bezahlen und in der ersten Reihe trotzdem nichts sehen können. Und eine Pressekonferenz, die kurzfristig vom Pressefoyer neben den Bayern-Bus verlegt wird. Zu der haben nur handverlesene Journalisten Zutritt. Meyer: „Ich denke, es gibt immer Sachen, die man besser machen kann“. Stimmt.

Gewinne, aber nicht für alle

Als der Bayern-Bus sich schließlich wieder auf den Weg nach München macht, warten dutzende Kinder immer noch auf Autogramme ihrer Stars. Auch wenn man es ihnen anders versprochen hatte: Sie werden leer ausgehen. Gleiches gilt für den Veranstalter, sagt Thomas Meyer, ein finanzielles Plus gebe es nicht. Dafür aber einen Imagegewinn für Bamberg. So endet der Fußballnachmittag für die ganze Familie, an dessen Ende nur der Veranstalter rundum zufrieden zu sein scheint. Und selbst der wird später noch organisatorische Pannen eingestehen.
Ach ja: Das Spiel hat selbstverständlich der FC Bayern gewonnen. Drei zu Null.

Jan David Sutthoff
Philipp Woldin

Anzeige

Krokodilsträne zum Abschied

Ein Auslandssemester bedeutet neue Erfahrungen und neue Freunde, neue Lebensgewohnheiten und Kulturen. Aber vor allem: viel Spaß. Doch am Anfang und am Ende steht der Abschied – manchmal aber auch mittendrin.

Die Taxitür schlägt hinter mir zu und wieder stehe ich am Sydney Airport. Im Gegensatz zu draußen ist es in der Abflughalle kalt. Menschenschlangen drängen an die Check-in-Schalter. Weiter hinten geht es in den Sicherheitsbereich. Ein Schritt durch den Metalldetektor trennt die Passagiere von den Zurückbleibenden. Neben mir umarmt sich ein älteres Ehepaar. Auch ich muss mich wieder einmal verabschieden.
Vor sechs Monaten kam ich das erste mal hier an, um mein Auslandsjahr an der University of Sydney zu beginnen: Schwer bepackt mit Rucksack auf dem Rücken, einem Koffer in der Hand und einem mulmigen Gefühl im Bauch. Was würde mich in dieser Vier-Millionen-Stadt erwarten?

Foto: Bianka Morgen

Immer ein Foto wert: Sydneys Wahrzeichen, die Oper

Kakerlaken als Mitbewohner

Dass in Australien einiges anders ist, merkte ich sofort. Als ich zum ersten Mal in ein Taxi steigen wollte, erinnerte mich das Lenkrad auf der „Beifahrerseite“ daran, dass in Australien Linksverkehr herrscht. Doch wer denkt schon daran, wenn er nach einem 20-stündigen Flug am anderen Ende der Welt ankommt?
Inzwischen schaue ich beim Überqueren der Straße automatisch zuerst nach rechts und laufe nicht mehr Gefahr, überfahren zu werden. Ich habe gelernt, dass die Busse nur anhalten, wenn man sie heran winkt, dass man „Cheers“ statt „Thank you“ sagt, und dass das australische Lebensmotto „No worries“ heißt. Vieles ist anders als in Deutschland. Manches besser, manches schlechter. So sind die Australier freundlicher und offener, aber auch unzuverlässiger als die Deutschen. Oft fühlt man sich durch die abgeschiedene Lage vom Weltgeschehen abgeschnitten. Die Internetverbindung ist unerträglich langsam und die Wohnung teilt man sich häufig mit Kakerlaken. Aber Tage am Strand, Konzerte im Park und der abendliche Blick auf die Harbour Bridge und das Opera House entschädigen für Vieles.

Jetzt stehe ich erneut in der Flughafenhalle und muss mich verabschieden. Zwar noch nicht von der Stadt, in der das Leben so viel Spaß macht, aber von einem Freund, mit dem ich die Stadt in den letzten Monaten lieben gelernt habe. Zusammen sind wir durch Australien gereist, sind vom Surfboard gefallen und haben vor allem viel gelacht. Nun muss er zurück nach Mailand. Wir umarmen uns ein letztes Mal, bevor auch er durch den Metalldetektor geht. Als er sich noch einmal umdreht, hat er, wie ich, Tränen in den Augen.
Das Verabschieden ist leider auch ein Teil des Lebens hier in Australien. Down Under ist das Land der Backpacker und internationalen Studierenden. Man trifft viele interessante Menschen aus aller Welt. Aber die Wenigsten bleiben für immer. Nach kurzer Zeit muss man sich schon wieder „Goodbye“ sagen, weil sie weiterreisen oder zurück nach Hause fliegen.
Auf mich wartet noch ein Semester in Sydney. Aber schon jetzt bin ich mir sicher, dass auch ich meinen letzten Blick auf diese Stadt mit Tränen in den Augen werfen werde.

Bianka Morgen

Anzeige

Meine Metropole modert

London: eine Stadt, in der viele gerne wohnen würden. Auf die Erfahrungen, die unsere OTTFRIED-Redakteurin dort gerade machen muss, könnte man allerdings verzichten. Es ist nicht alles Gold, was glänzt.

Foto: Jana Wolf

Mühsam quäle ich mich aus der viel zu weichen Matratze. Ich bin kein Morgenmensch, besonders nicht, wenn ich auf herausstehenden Springfedern schlafen muss. Im Dunkeln mache ich mich auf den Weg ins Badezimmer, in der Hoffnung, eine warme Dusche möge meinem schmerzenden Körper Entspannung bringen. Doch warme Dusche is‘ nicht. Es gibt keinen Strom und keine Heizung im Haus. Also führt mein erster Gang an diesem Tag zu einem kleinen pakistanischen Laden, in dem man Strom- und Gas-Karten aufladen kann. Die Elektrokästen in den Häusern funktionieren hier nämlich nur, wenn genug Guthaben auf dem Zähler ist.

Schimmel ist Standard

Zurück im dann beleuchteten Badezimmer entdecke ich neue Schimmelflecken in den Ecken und der erste Hustenanfall setzt ein. Meine Atemwege sind chronisch blockiert, weil ich seit drei Monaten Schimmelporen einatme. Die medizinische Standardversorgung in diesem Land, Schmerztabletten, helfen höchstens gegen meine Rückenschmerzen. Dem Hals bringen sie allerdings nichts. So malträtiert beginne ich mal wieder meinen Tag.

Ein Netzwerk von Kulturen

Man könnte den Eindruck haben, ich befände mich im Nahen Osten oder einem Entwicklungsland. Falsch gedacht! Seit drei Monaten bin ich in einer der größten Metropolen der westlichen Welt – in London. Diese Stadt ist der Inbegriff der Globalisierung: Im Großraum London leben 14 Millionen Menschen aus rund 240 unterschiedlichen Nationen. In kaum einer anderen Stadt findet man eine derart multikulturelle Bevölkerung. All diese Nationalitäten bauen sich ihre eigenen kleinen Gemeinden auf, so dass jeder Stadtteil Londons wie eine kleine Welt für sich wirkt. London ist nicht England, sondern ein Netzwerk von Kulturen.

Dazu kommen jährlich über 15 Millionen Touristen nach London. Diese Menschenmassen müssen täglich zur Arbeit, Schule oder zu den Sehenswürdigkeiten befördert werden. Die Stadt ist unterkellert mit Tunneln, durch die zwölf verschiedene U-Bahn-Linien fahren. Habe ich morgens den Weg aus meiner Bruchbude geschafft, verläuft der Tag reibungslos. Ich muss kaum länger als fünf Minuten auf Tube oder Bus warten, die mich im Idealfall in einer halben Stunde von einem Stadtende zum anderen bringen. Immer wieder bin ich von der Logistik dieser Stadt beeindruckt. Das System „London“ funktioniert in sich, auch wenn es in manchen Ecken modert.

Eine besondere Dynamik prägt diese Stadt. Komme ich abends jedoch zurück nach Hause, drängt sich mir die Frage auf: Was ist so schwer daran, wasserdichte Häuser mit anhaltender Strom- und Gasversorgung zu bauen? Noch habe ich keine Antwort gefunden. Vielleicht ist das einfach der normale Lebensstandard in Großstädten. Und ich bin nur vom gemütlichen, überschaubaren Bamberg verwöhnt.

JANA WOLF

Anzeige

Jungs-Mädels-Kolumne

Aussehen oder Intellekt, gleicher Musikgeschmack oder gemeinsame Tierliebe: Bei der Partnersuche spielen einige Faktoren eine Rolle. In der neuen Folge der Ottfried-Kolumne diskutieren Nicole und Jan David, worauf es ankommt.

Liebe Nicole,

ist dir schon mal aufgefallen, dass dein Vater als Maßstab dient, wenn du auf Partnersuche bist? Wahrscheinlich nicht. Genauso wenig habe ich immer meine Mama im Kopf, wenn ich mir eine Meinung über eine Frau bilde. Warum auch? Nun, einige Forscher behaupten, dass es so läuft – wenn auch unbewusst.
Vielleicht ist was dran, vielleicht auch nicht. Aber wonach genau beurteilen wir denn das andere Geschlecht, wenn es darum geht, Partnerin oder Partner zu finden?
Was für eine Frau Männer wollen, ist klar: Schlank muss sie sein. Große Oberweite und ein schicker Po sind auch nicht schlecht. Einfach geil aussehen eben und natürlich blond sein, sexy! Das ist das gängige Vorurteil, um das ich als Mann nicht herum komme. Jetzt meine These: Da eine Partnerschaft, wenn sie denn länger halten soll, zweifelsfrei mehr benötigt als schickes Aussehen, wage ich zu behaupten, dass die Ansprüche der meisten Männer sich deutlich von den oben genannten unterscheiden. Ich glaube, für uns Männer spielt das Aussehen bei der Wahl der zukünftigen Partnerin letztendlich keine große Rolle. Vor allem dann nicht, wenn der Look nur auf Make-up basiert. Zwar reduzieren manche Männer gegenüber anderen Männern die Frauen gern auf wenige äußerliche Merkmale. Wenn es dann aber drauf ankommt, ist viel wichtiger, dass die Frau intelligent ist, humorvoll, charmant, zuverlässig, romantisch und vor allem: natürlich.
Ich denke, ihr urteilt ähnlich, oder? Auch ihr erhofft euch von eurem Partner mehr als nur eine Top-Figur. Einige Frauen bevorzugen deshalb auch den Typ Kuschelbär mit suboptimaler Körperform und Bauchansatz. Ich liege figurmäßig irgendwo zwischen Kuschelbär und Geheimagent, hat man mir mal gesagt. Deshalb sei ich weder für die einen Frauen, noch für die anderen interessant. Das ist doch was.
Aber Geheimagent hin, Kuschelbär her. Letztlich entscheiden oft Kleinigkeiten darüber, ob jemand dem anderen gefällt. Ein Hund zum Beispiel. „Leg dir mal einen zu, das zieht immer“, riet mir eine Freundin. Frauen fänden es nämlich toll, wenn Männer mit Hunden unterwegs sind. Da ist der Anlass fürs erste Date auch gleich gefunden: Ein gemeinsamer Hundespaziergang.

Dein Jan David

Ein bißchen Kuschelbär, ein bißchen Bond: die perfekte Mischung.

Montage: Ottfried

Lieber Jan David,

wenn ich mir meine Ex-Freunde so anschaue, dann diente auf jeden Fall nicht mein Vater als Maßstab. Ob das jetzt gut oder schlecht ist, sei dahingestellt. Von solchen alten Klischees haben wir uns doch eh schon lange befreit. Wenn ich an die „Partnerwahl“ denke, dann kommen mir ganz andere Gedanken: Denn wo sind sie nur, die potenziellen Liebhaber? In Bamberg jedenfalls nicht.
Es ist doch so: Es gibt eine einfache Regel. Wenn man zum Beispiel auf einer Party ist, dann erscheinen einem von den 20 anwesenden Männern höchstens fünf attraktiv. Je nach persönlichen Vorlieben. Wenn von den fünf dann zwei Single sind, was schon Glückssache ist, kann man sich eventuell mit einem von beiden ansatzweise gut unterhalten. Ein kleines Quiz hilft da auch: Lieblingsfilm? Lieblingsbuch und Lieblingsband? Bei diesen Fragen kann er schon sehr schnell durchfallen. Wenn es dann nicht Peng macht und irgendwas Magisches passiert – und das ist ja nun wirklich selten – dann war´s das schon wieder mit dem Zukünftigen. Falls ich jetzt fähig wäre, die Wahrscheinlichkeiten auszurechnen, käme dabei sicher eine sehr niedrige Zahl raus. Es gibt eben nur sehr wenige Personen, mit denen man gut kann. Ich wage zu behaupten, dass der erste Blick sicher dem Aussehen gilt. Denn ich will ja keinen, den ich nicht niedlich finde. Welche Vorlieben man dabei hat, ist ja dabei völlig egal. Aber auch wir Frauen schauen auf bestimmte Körperteile. Und dann geht's ans Eingemachte. Kann mir der Typ intellektuell das Wasser reichen? Denn sonst wird es schnell langweilig. Vielleicht geben sich manche Menschen zu schnell mit irgendwas zufrieden, nur um nicht alleine zu sein. Die Quittung bekommt man sicher, früher oder später. Auf jeden Fall sollte Mann dann noch wissen, was er will und sagen, was er denkt. Bei mir ist es eher so, dass es nicht am Aussehen scheitert (grins), sondern dass die meisten Menschen mich nicht einschätzen können. Es dauert eben ein bisschen länger, bis ich auftaue. Mir imponieren daher Leute, die sich mal mehr als fünf Minuten Zeit nehmen, um jemanden kennen zu lernen.
Und was ich inständig hoffe, wenn ich ihn gefunden habe: Dass ich keine Ähnlichkeit mit seiner Mutter habe.

Deine Nicole

„Och, nöö!“

Foto: Christian Hellermann

Foto: www.tetti.de

Wie gut, dass niemand weiß, wo die Scheiße bei der Bahn landet.

Die Angst vor dem freien Fall

Kürzlich las ich in einer deutschen Tageszeitung folgende verstörende Überschrift: „Die Bahn-Aktie im freien Fall“. Wäre es doch nur die Aktie, dachte ich. Denn die ist das geringere Übel. Es sind ganz andere Fälle bei der Bahn, die mir schlaflose Nächte bereiten.

Ich leide unter einem seltenen Phänomen. Medizinisch noch ohne Namen, würde ich spontan die Diagnose „Transitorische Abortphobie“ wagen. Nämlich die Angst davor, während einer Zugfahrt die Bordtoilette zu benutzen. Dabei jedoch weniger aus hygienischen als aus moralischen Gründen.

Jemand hat mir früher einmal erzählt, Zugtoiletten verfügten nicht, wie ich dachte, über spezielle Auffangbehältnisse für die Fäkalien ihrer Fahrgäste, sondern diese würden unmittelbar nach Betätigen der Spülung auf die darunterliegenden Gleise verklappt. Also die Fäkalien, nicht die Fahrgäste, obwohl das bei einigen von ihnen durchaus ein schöner Gedanke wäre.

Oft habe ich schon von Menschen gehört, die direkt unterhalb einer Bahnbrücke wohnten, und beim netten Grillabend im Garten von Spontanregengüssen aus über ihnen fahrenden Intercities überrascht wurden. Die braun-gelb besprenkelte Kleidung konnten sie nach dem Waschen nicht einmal zum Trocknen raus hängen. Man wies mich damals auch eindringlich darauf hin, unter keinen Umständen während der Passage eines Bahnhofs das WC aufzusuchen, wie sähe das denn aus. Lachende Menschen, die sich endlich wiedersehen oder tränenreich voneinander Abschied nehmen, strahlende Kinderaugen, die dann Folgendes erblicken müssen: Urplötzlich unter dem Zug hervorplumpsende Bahnkundenscheiße an spülwasserdurchtränkten Recyclingpapierfetzen, die sich klatschend über die rostbraunen Stahlträgerschienen ergießen. Vorbei wäre es mit unbeschwerter Kindheit und mondänem „Tor-zur-Welt-Idyll“.

Vor Scham in der Klobrille versinken würde ich, wäre ich der Urheber solcher Traumata. Das würde auch die Milchglasscheibe nicht ändern können, hinter der ich unerkannt, aber schwitzend und auf baldige Weiterfahrt hoffend Zeit schinde. Furchtbar! Mancher Selbstmörder wird auf unwürdig-kalten Zuggleisen liegend wohl schon gedacht haben: Wie sieht es denn hier aus?

Auch während der Fahrt weiß man nicht, was einen erwartet. Nie habe ich es durchs Mikrofon knarzen hören: „Wir möchten Sie bitten, die WCs zu meiden, wir passieren eine Brücke“ oder gar: „Wer trotzdem scheißt, fliegt hinterher!“ Obwohl der simple Abort somit schon fast zu einem rebellischen Akt avanciert (nie würde man es lieber tun, als nach einer solchen Durchsage), quälen mich heftigste Skrupel. Hedonistischer „Lustschiss“ oder altruistische Schließmuskelfolter? Und warum überhaupt die so genannten Bordbistros? Der Umstand, dass es an Hinweisen auf die Fahrtroute gänzlich mangelt, es trotzdem ein ständiges Obenrein, aber keine Lösung fürs Untenraus gibt, ist purer Sadismus. Geht es nur mir so?

Marc Hohrath

Anzeige

OTT COMIC: SIGNIFIKANT ANDERS

Comic: Johannes Hartmann // www.toonsup.com

Anzeige

Schützenhilfe gegen die Ausschlachtungs-Gesellschaft

Martin Th. Köhler

Bibel und Wissenschaft nähern sich an

Teil 1: Hermeneutische Vorarbeiten, 245 S., kart., € 19,40

Teil 2: Die Weisheit des Mythos, 323 S., kart., € 18,50

Der Erfolg unseres westlichen Gesellschaftsmodells verdankt sich der geschickten Nutzung von Ressourcen. Am Anfang stand die Nutzung der Natur, dann die der weniger geschickten Völker, heute sind wir dran: Das Prinzip größtmöglicher Effizienz richtet sich gegen den Menschen selbst. Das Allgemeine gegen das Besondere. Ein ungleicher Kampf, der nicht zu gewinnen ist.

Die Bibel wurde bislang für diesen Prozess in Dienst genommen. Der Theologe Martin Th. Köhler weist nun eine in den ältesten biblischen Texten selbst liegende andere Sichtweise nach, von der aus diesem Prozess etwas entgegenzusetzen ist. Wurden die Texte bisher vornehmlich zur Deckelung menschlicher Freiheit benutzt, erweist der Autor darin ein enormes emanzipatorisches Potenzial. Was bislang als Rechtfertigung für Fremdbestimmung und Unterdrückung gelesen wurde, entpuppt sich bei näherem Hinsehen als detaillierte und logisch konsistente Beschreibung zwischenmenschlicher Ursprünge von Gewalt und Beherrschung. Damit und mit der erschließbaren Forderung, solche Herrschaft von Menschen über Menschen an ihrer Quelle abzustellen, ist aber auch der Hebel zur Aufhebung dieses Prozesses gegeben.

Leseproben und erste Anwendungen des neuen Wissens unter:

www.Edition-Midgard.de

Anzeige